



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 9.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Dreizehntes Kapitel.

Es war Nachts elf Uhr, als die Donna Anna das Leuchtturmfeuer der Insel Neuwerk nordwestlich von Cuxhaven in Sicht bekam. Eine halbe Stunde später hatte der Dampfer das letzte Leuchtschiff passiert und die Donna Anna dampfte mit voller Fahrgeschwindigkeit in die Nacht hinaus.

Es wehte ein leichter Wind, die See rauschte zwar stark und sehr oft blühte grauweißer Schaum aus der schwarzen Flut auf, seltsam bunt getroffen hier und da von dem grünen und rothen Licht der Anna.

Das Schiff schwankte auch tüchtig, woran wohl seine ungleiche Vertheilung der Ladung Schuld hatte. Es herrschte aber im Ganzen gutes Wetter. Der Dienst auf dem Schiff war leicht, man hatte Fahrwasser genug und nur der dunklen Nacht wegen mußte man vorsichtig fahren und von Zeit zu Zeit läuten.

Drei der Matrosen schliefen in ihren Messen, — drei, darunter auch Paul, hatten die Wache.

Der Kapitän war nicht sichtbar, er arbeitete in seiner Kabine, wo Licht war — wenigstens fiel aus der Luke derselben ein Streifen hellen Lichtscheins auf die Decke.

Die Schiffsuhr gab zwei Uhr Nachts an, und die drei Matrosen, welche bisher Dienst hatten, wurden abgelöst.

Paul ging mit diesen in seine Schlafkajüte.

Die Leute schliefen sofort ein, ihm wollte der Schlaf nicht kommen. Er lag mit offenen Augen in dem fargähnlichen Raum, der seine Bettstatt bildete, und lauschte dem Brausen und Rauschen der Wogen und dem Stampfen der Maschine. Er hatte ein überaus feines Gehör und nahm wahr, daß Jemand in den neben den Messen (Schlafraum) liegenden Gitterräumen hin und her eilte — er hörte es seltsam knistern, dann sonderbar summen und wieder knistern.

Der Kapitän hatte befohlen, alle Läden zu schließen. In den Messen herrschte große Hitze, alle Versuche, in Schlaf zu kommen, schlugen Paul fehl, es wurde ihm drückend, beängstigend zu Muthe — er stand auf, zog seine Stiefel

wieder an und ging auf Deck — dort empfing ihn Ben Halim, der ein sehr wachsam Auge auf den Kajüteingang zu haben schien, höchst ungnädig.

„Was thun Sie jetzt hier?“ fuhr er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit Paul brutal an.

„Ich kann nicht schlafen, unten ist es zu heiß, und so will ich, bis die Wache wieder an mich kommt, versuchen, hier oben zu schlummern,“ antwortete dieser.

„Das ist gegen den Dienst,“ schrie zornig der Schwarze.

„Was soll da gegen den Dienst sein,“ entgegnete Paul, „wenn ich hier nicht störe?“

„Sie sind nicht ausgeruht, wenn Sie den Dienst wieder antreten sollen — scheren Sie sich wieder hinunter,“ erwiderte grob Ben Halim.

„Ich werde den Kapitän fragen, ob ich nicht hier bleiben darf,“ erwiderte Paul.

„Der Kapitän ist nicht da, er schläft,“ schnaubte der Neger.

„Ich will warten, bis er kommt.“

„Nein, jetzt habe ich hier zu befehlen,“ schrie der Schwarze, „ich verrete den Kapitän, und Sie haben zu gehorchen.“

„Das ist mir nicht gesagt worden,“ stritt Paul.

In diesem Augenblicke kam, von dem Wortwechsel herbeigerufen, der Kapitän.

„Was haben Sie hier?“ fragte er barsch.

Den Kapitän beschien das weiße Licht einer der inneren Raddampferlaternen und Paul nahm mit Verwunderung

wahr, daß er ganz mit Bergfaserchen bestreut war, an der schwarzen Mütze und im Haar saßen ihm Bergfaserchen, seine Hände kamen Paul geschwärzt vor und rochen nach Theer — der Kapitän war so erhit, daß ihm die hellen Schweißtropfen im Gesicht standen.

„Der Mann hat seine Messe verlassen und treibt, statt zu schlafen, sich auf dem Deck herum,“ meldete der Neger anklagend.

„Sie müssen sich den Vorschriften fügen,“ rief Kapitän van Heeren aufgeregt Paul zu. „Disziplin ist das erste Erforderniß für einen Seemann.“

„Wenn Sie mir befehlen, leiste ich Folge,“ — erwiderte Paul, — „es ist unten unerträglich heiß und ich kann nicht schlafen.“

„Der Seemann muß wachen und schlafen können auf Kommando,“ antwortete van Heeren, „und jetzt werden Sie hinuntergehen und schlafen,“ — befahl er eisenentschieden der Kapitän.

Paul leistete sofort Folge und stieg in die Kajüte hinab.

Er konnte aber nicht auf Kommando schlafen, so sehr er sich Mühe gab, dem Befehl nachzukommen; seine Blicke wanderten im Raume umher und fielen auf eine seltsame, mit Kork gefüllte Jacke, die damals eingeführt waren und auf den meisten holländischen Schiffen sich befanden, er nahm diese herab und theils aus Neugierde, theils um sich zu beschäftigen, probirte Paul dieselbe an.

Diese Rettungsjacken hängen nach der Vorschrift je eine über jedem Bett des Matrosen und bestanden eigentlich

nur aus zehn etwa ein und einen halben Fuß hohen, einige Zoll breiten, dicken, mit Gummieinwand überzogenen Korkplatten, zu einem Gürtel aneinandergefügt, der unter den Armen um den Leib geschnallt wurde und eine Schnur hatte, welche verhinderte, daß der Gürtel nach unten rutschte, sondern, die Brust umschließend, den oberen Theil des Mannes aufrecht im Wasser hielt, wogegen er, hinabgleitend, dessen Hüfte nach oben gebracht hätte.

Bei dem matten Licht — es brannte nur eine Delampe in dem Schlaf- und Schlafraum, der einen Kistenschrank und acht Bettstätten enthielt — war es so dunkel, daß die von außen durch die Breitseitenlaterne des Schiffes erleuchteten Wogen ihren Widerschein in die Kojen warfen. — Plötzlich hörte Paul wieder jenes knisternde Geräusch und sah einen dunkelrothen Lichtstreifen hinten an der Wand des Schlafzimmers, — er ging dorthin, es roch rauchig.

Da der Maschinenraum sich vorn zwischen dem Schlafraum und dem Vorderdeck befand, konnte der Schimmer und der feine Rauch nicht von dort kommen. Das Knistern ward



Die „Donna Anna“. Ueber Bord. (S. 98.)

stärker und Paul sah deutlich Gluttschimmer von Feuer auf und nieder gehen durch jene Ritze in der Kajütenwand im Lagerraum.

Im ersten Augenblick lähmte ihn der Schreck so, daß er fast wie erstarrt war und weder einen Laut von sich geben, noch einen Schritt gehen konnte, — dann stürzte er aber mit dem gellenden Ruf: „Feuer, Feuer im Güterraum!“ aus der Kabine und die Treppe zum Deck hinauf.

Als er dort hinkam, wurde er vom Kapitän und Ben Halim empfangen. — Der Neger spannte seine Arme wie eiserne Klammern um den Erschreckten.

„Hund, wirst Du schweigen!“ zischte der Kapitän, welcher in dem fahlen Licht der Sterne und Laternen seltsam geisterbleich aussah.

„Willst Du schweigen!“ zischte nun auch der Neger und seine rothglühenden Augen starrten Paul in das Gesicht. „Was hast Du da herumzuspionieren!“ rief mit rauher, unterdrückter Stimme der Schwarze weiter — „das kostet Dir Dein Leben, Du schleichende Bestie!“ und Halim drängte Paul an die Leeseite.

Dieser wehrte sich mit der Kraft eines Verzweifelten und schrie gellend: „Hülfe! Feuer, Feuer!“ mit einer Gewalt, als ob er seine Lungen zersprengen wollte.

Der Neger hatte die Geschmeidigkeit und die Kraft eines Tigers, aber im Moment der Gefahr konnte auch Paul eine Kraft und Fähigkeit entfalten, die ihm Niemand zugetraut hätte.

Der Kapitän war zum Steuer gesprungen und gab jetzt, da Paul fortgesetzt: „Feuer!“ schrie, den Leuten Befehl, im Zwischenbalken nachzusehen.

„Der Schlingel hat getrunken oder er ist wahnsinnig geworden,“ schrie der Kapitän, „ja, er ist wahnsinnig, halte ihn fest, Halim!“ brüllte er zur Treppe, wo der Kampf stattfand. „Halte ihn fest! Halim, fest!“

Den hinabgehenden Matrosen kamen die aufgeschreckten Schläfer aus den Messen verstört entgegen.

„Kapitän, es brennt im Schiff!“ riefen sie.

„Feuer auf Achterdeck! Feuer! Feuer!“ ertönte jetzt seemannisch langgezogen, hallend, der furchtbare Ruf — und „alle Mann auf Deck!“ signalisirten eigenthümlich schnelle, kurze, heftige, von außen mit einem Hammer gegen die Schiffsglocke geführte Schläge.

„Alle Luken geschlossen!“ kommandierte der Kapitän.

Die Matrosen warfen den Kajütentreppendeckel auf den Eingang und eilten dann zum Vorderrtheil, wo sie die Fensteröffnungen schlossen.

Sie gaben nicht Acht auf den Ringkampf zwischen Leben und Tod, den Halim mit dem jungen Manne ausfocht; sie hatten jetzt auch um ihr Leben zu kämpfen.

Man sah fast keine Bewegung der Beiden, man hörte nur die schweren Athemzüge und das Knirschen der Zähne der verzweifelt ringenden Menschen.

„Geht an ihn nicht hin — er ist wahnsinnig!“ schrie der Kapitän. — „An die Pumpen!“ kommandierte er — „Maschine stopp — Feuer löschen!“

Ein gewaltiges Rischen, das Ausströmen des Dampfes, ein gellendes, ohrenzerreißendes Pfeifen der Dampfpfeife — das Schweigen der brausenden Schaufelräder zeigte, daß seine Befehle ausgeführt.

Die Donna Anna schaukelte leise kursorlos auf dem Wasser. Es war jetzt ganz still auf dem Schiff, nur das seltsam unheimliche Knistern und Rauschen unter den Füßen der Matrosen, eine eigenthümliche, wie zitternde Bewegung des Schiffes gab Kunde, daß rings in der Wasserrüste diese Menschen hier auf einem glühenden, brennenden Vulkan standen, von dem entsetzlichen, verzehrenden Element nur durch eine dünne Holzwandung getrennt.

Jetzt klang das eintönige, taktmäßige Aufundniedergehen und Rauschen der Pumpen. Plötzlich erhellte die See weithin ein glutrother Blitz, eine glutrothe Flamme schoß auf der Leeseite des Schiffes, wirbelnden Rauch vor sich her treibend, weit hinaus — der Dampf und die glühende Luft hatten eine Luke gesprengt — und jetzt leckte die Flamme von der Seite her hoch auf das Schiff, das Feuer kletterte wie feurige glühende Eickstaken mit rasender Geschwindigkeit in die getheerten Seile, welche den Segelmast hielten, die zweite Luke sprang krachend mit dem Geräusch eines Kanonenschusses und neue Flammen leckten gierig hoch daraus hervor. Die Pumpe ward zu heiß, um sie noch anfassen zu können, das Begießen mit Wasser half nichts, die Matrosen ließen sie los, die Disziplin auf dem Schiffe war gelöst. Keiner hörte darauf, was der Kapitän kommandierte, Jedermann eilte, die beiden Rettungsboote am Vorderrtheil herunter zu lassen.

Al! dieß war das Werk weniger Minuten. Tiefroth, mit schwankendem, auf und nieder fahrendem Licht war das Fahrzeug und das Meer beleuchtet, es herrschte jetzt eine geradezu furchtbare Stille auf dem Schiff und weit hinaus auf dem Meer, nur die Flammen rauschten und heulten durch die gekupperten Öffnungen ähnlich einem Raubthier und beleuchteten die unheimlich schwärzliche, wenig bewegte Flut, aus der in Menge lautlos sich dahin schlängelnde Thunfische (Delphine) und die runden Köpfe der Seehunde auftauchten, die Thunfische verschwanden blisschnell wieder, während die Seehunde mit ihren großen, runden, schwarzen, feuchtglänzenden Augen, das Schiff in weitem Kreise umlagernd, in die Flammen starrten.

Plötzlich vernahm man einen gellenden Schrei.

Es war dem Neger gelungen, Paul bis zum Backbord zu drängen, er hob ihn mit übermenschlicher Anstrengung

in die Höhe, aber der junge Mann hielt seinen Gegner unter dem Arm fest.

„Du mußt hinunter, einzig schon des weißen Mädchens wegen,“ zischte der Neger.

„Das nützt Dir nichts, Bestie,“ leuchtete Paul, „denn Dich haßt sie, Dich haßt sie wie den leidhaftigen Teufel.“

Mit wildem Ruck schob der Neger Paul jetzt seitwärts, bis wo die Wantenöffnung war, das Bord hörte auf und beide Männer stürzten, Paul den lauten Schrei ausstoßend, eng verschlungen in die Fluten. In diesem Moment hatten die Matrosen die Boote der Donna Anna in die Flut gesetzt und eilten in diese hinunter.

Man stieß vom Schiffe ab.

„Laßt den Wahnsinnigen,“ befahl der Kapitän, welcher in dem zweiten Boot saß und hier das Steuer führte, „und helfst dem Neger. Laßt den Wahnsinnigen!“ schrie er auch dem andern Boote zu. — „Er verdirbt euch, — er richtet euch zu Grunde, er ist vor Schreck verrückt geworden.“

Die abergläubischen Leute, ängstlich bemüht, so schnell wie möglich vom brennenden Schiffe fortzukommen, fuhren gleich davon in der Richtung, wo das Land, welches nicht allzu fern sein konnte, liegen mußte. Das Boot des Kapitäns entdeckte den mit den Wellen kämpfenden Neger und nahm den zu Tode Ermatteten auf. Der Schwarze lag jetzt da mit geschlossenen Augen, ohne ein Glied rühren zu können, nur seine Brust stöhnte und arbeitete krampfhaft, von Paul Sivers war keine Spur zu erblicken.

Die Flammen hatten sich jetzt auch des Vorderrtheiles vollständig bemächtigt, sie schlugen haushoch auf, sie brachten einen starken Wind hervor, der das Schiff hin und her trieb — sich langsam im Kreise drehend zog die Donna Anna dahin — geschwellt das riesige Feuerfeld von einem Winde, der ihr eigenes Todesathmen war — den ruhig zum Lande Rudern eine ungeheure, schauerliche, mit Qualm und Gebraus zum friedlich dunklen Nachthimmel hinausfedernde Glutpfad abgebend. (Fortsetzung folgt.)

## Der erste Gottesdienst in einer neuen Synagoge.

(Bild S. 100.)

Die Einweihung einer Synagoge gehört zu den eindrucksvollsten Feierlichkeiten, welche der sehr ernste israelitische Kultus aufzuweisen vermag.

Unser Bild gibt den ersten Gottesdienst in einer Synagoge wieder. Bekanntlich ist der Mittelpunkt der Blide in der Synagoge die Bundeslade, wo das Heiligste der Gemeinde, die Gesetzesrollen, aufbewahrt werden. Diese Bundeslade liegt stets am Ende des Baues in der Richtung gegen Jerusalem. Unmittelbar über derselben befinden sich häufig Gesethestafeln mit den zehn Geboten, und über diesen leuchtet das ewige Licht hernieder, welches nie ausgelöscht werden darf. Nicht weit von der Bundeslade ist gewöhnlich der Almenar, ein erhöhter Platz für den Sprecher (Vorbeter) und den Sänger. In manchen Synagogen bildet der Almenar den Mittelpunkt des Baues. Der erste Gottesdienst wird begonnen mit dem Einbringen der Gesetzesrollen. Diese werden unter einem Purpurbaldachin von den Ersten der Gemeinde in ihren Gebetmänteln nach ihrem künftigen Aufbewahrungsorte gebracht. Diese Rollen sind bei vermögenden Gemeinden um silberne Cylinder gelegt, welche an der Spitze mit zahlreichen Glöckchen geschmückt und mit goldgestickten Decken umwunden sind. Vor ihrer Aufbewahrung werden sie siebenmal um den Almenar getragen, indeß der Chor die Weisepsalmen singt. Nachdem diese Ceremonie vorüber, hält der Rabbiner eine Rede und spricht ein Weisgebet. Diefem folgt ein Gesang mit den üblichen Tagesgebeten, und mit einem Hallelujahchor schließt die Feierlichkeit.

## Venetianische Perlenindustrie.

(Bild S. 101.)

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Zeit von Venedigs Glanz, war diese Stadt der Hauptpunkt für die Industrie der künstlichen Perlen. Als die Republik des gestrigen Adoms sank, schien auch diese Industrie sehr zurückzugehen. Ein Franzose Namens Jacquini brachte sie von Neuem in Frankreich auf, Venedig behielt aber bis zum heutigen Tage diese Perlenfabrikation als eine Eigenthümlichkeit ihrer Gewerthätigkeit, und in den letzten fünfzehn Jahren hat dieser Erwerbszweig in der Stadt der Kanäle bedeutend an Aufschwung zugenommen. Es handelt sich hier nicht um bunte Glasperlen, sondern um jene Nachahmung der echten, die, aus sehr dünnem Glas bestehend, vermittelst Fischschuppen, welche das Glas umkleiden, den wirklichen an Glanz so täuschend ähnlich sehen. Die Kugeln werden geblasen, und diese Verrichtung geht so schnell und leicht von Statten, daß ein Arbeiter im Stande ist, sechstausend Stück pro Tag zu verfertigen. Diese Glashüllen werden in Wachskomposition getaucht und dann die Schuppen damit befestigt. Die fertigen Perlen werden auf Schnüre gezogen, und mit diesem letzten Vorgang beschäftigt sich unser hübsches Bild. Wir werden hier in ein Arbeitslokal geführt, wo schlanke, schwarzhaarige, leichtfüßige, lachlustige venetianische Mädchen, echte Donzellas, unter Leitung einer Padrona die Hunderte und Tausende von Perlen auf Baumwollschnüre reihen und dann blüdenweise diese für den Verkauf zusammenknüpfen. Das Lokal befindet sich gewöhnlich nicht bei der Fabrik; diese gibt pro Woche so und so viel Pfund Perlen der Unternehmerin, der Padrona, welche die Mädchen anstellt und besoldet. Wir erblicken hier eine solche Arbeiterinnengesellschaft in der eifrigsten Thätigkeit. Die obere Arbeitgeberin thront mit Ernst und Würde inmitten ihrer Donzellas und sorgt dafür, daß nicht gar zu viel geschwätzt wird und die Lustigkeit nicht die Grenzen des Erlaubten überschreitet, denn die Perlenaufreihenden sind überaus fröhlich und heiter, trotz ihrer Armuth und des geringen Verdienstes von nur einem halben Franken (Lire) pro Tag. Es ist ein echt national-venetianisches Volkslebens- und Industriebild, das naturwahr und anmuthig der Künstler uns hier vorgesührt.

## Aus Prinzip.

Novellette

von

Reinhard Barle.

(Nachdruck verboten.)

Ich war sechs Wochen verheirathet, und obgleich ich mich als würdiger, ruhiger Ehemann benahm, an mein Glück noch gar nicht gewöhnt. Immer noch ging ich mit einem Seufzer der Zufriedenheit an dem Speischauf vorbei, wo ich fünf Jahre lang als Junggeselle einförmige Mittagsgroße verzehrt hatte, immer noch stürmte ich mit dem Gefühl der Erwartung und Ungebuld die Treppe zu meiner hübschen kleinen Wohnung hinauf, und immer noch war es mir wie ein Traum, wenn ich Lora in der Stube sitzen sah, wenn Lora die Suppe auflegte und wir zwei einander ganz allein gehörten. — Ich war ein glücklicher Mann, und es hatte schon der Mühe gelohnt, so lange Jahre einsam zu verbringen, allen Neckereien und Heiraths-vorschlägen meiner Freunde ein verächtliches Lächeln entgegen zu setzen, um zufällig auf einer Reise bei Bekannten dieses Kleinod zu finden, das einwilligte in meiner „Krone“, wie es in dem bekannten Mendelssohn'schen Duett heißt, der „schönste Stein“ zu werden. Es war eine kurze Bekanntschaft, eine schnelle Werbung, ein ebenso schnelles Ja, es lag nichts vor, die Hochzeit hinauszuschieben nach zwei Monaten des idealsten Briefwechsels war Lora meine Frau, und seit drei Wochen waren wir von der Hochzeitsreise zurück, hatten schon Besuche gemacht, Besuche angenommen und gingen damit um, unsere erste Gesellschaft zu geben. Es war eine Zeit reinsten Glückes und doch. — (wo wäre nicht ein „und doch“ —) fühlte ich, daß selbst bei der glücklichsten Harmonie kleine Opfer gebracht, kleine Enttugungen geübt werden müssen. — Es waren Kleinigkeiten, nur Kleinigkeiten, aber sie wiegen schon ein wenig schwerer, wenn man nicht mehr ganz jung und ein eingetragener Junggeselle gewesen ist. Ich war ein passionierter Raucher, war bei meinen Freunden berühmt wegen meiner guten Cigarren, — meine Mittel erlaubten mir das, — und ich hielt etwas darauf. — Ich rauchte überall, nicht in den Salons natürlich, in welche ich eingeladen war, hin und wieder jedoch im kleinen Kreis bei guten Freunden, deren Frauen es tolerirten, — ich rauchte zu Haus, und konnte nicht anders denken und schreiben, als in blaue Dampfwolken gehüllt, — ich rauchte im Coupé und ich rauchte auf der Straße, genug, ich war von meiner Cigarre unzertrennlich. Mit Schrecken sah ich, daß ich mich bei meinen Schwiegereltern menagieren mußte, — mein Schwiegervater rauchte nur in seiner Stube, — doch war ich überzeugt, Lora, die so frisch und jung war, könne es ausnehmend gut vertragen, und mit ihr allein unterwegs, fiel es mir gewohnheitsweise gar nicht ein, Rücksicht darauf zu nehmen. Es war daher ein nicht geringer Schatten in meiner Hochzeitsstimmung, als Lora am ersten Tage unserer Weiterreise sehr entschieden ein Coupé für Nichtraucher verlangte. Sie zog auch zum ersten Mal die niedliche Stirn in etwas krause Falten, als ich auf unseren Kreuz- und Querwegen durch die Stadt, wobei ich ihr den Arm gab, — eine Cigarre ansteckte, und ich legte sie wortlos wieder beiseite. Am ersten Abend in unserer neuen Heimat warf ich, neben Lora in der Sopha-ecke sitzend, sehnsüchtige Blicke auf mein Cigarrenetui, aber ich rührte es nicht an. Nur die bescheidene Frage wagte ich: „Liebchen, leidest Du eigentlich an Kopfschmerzen?“

„An Kopfschmerzen, nein,“ entgegnete die kleine Frau, indem sie mich mit dem liebendwürdigsten Blick erstaunt ansah.

„Aber das Rauchen kannst Du nicht vertragen?“ fuhr ich erklärend und gleichsam auf den Busch klopfend fort — ich hoffte nämlich noch immer, sie könne unterwegs nur angegriffen gewesen sein.

Sie schwieg einen Moment und die Antwort kam nach einer Pause zögernd: „Nein, nicht gut,“ sagte sie, von einem feinen, fast unmerklichen Lächeln begleitet.

Also damit war es vorbei. Ich seufzte, noch unmerklicher, als sie gelächelt hatte, — aber ein Blick auf ihr liebliches Gesicht tröstete mich gänzlich. Was waren mir alle Havannacigarren der Welt ohne Lora!

Einige unverheirathete Freunde, mit denen ich sonst allsonntäglich „kneipen“ ging, — Lora dürste diesen Ausdruck nicht hören, — kamen jetzt jeden Sonntag Mittag zu mir. Sie beneideten mich, das konnte ich ihnen ansehen, um den beglückten Mittagstisch und vor Allem um solche nette, kleine Hausfrau, die so würdevoll und doch noch halb kindlich präsidirte, und so stolz war, wenn ihr Braten gelobt wurde und die Gäste zweimal Suppe verlangten. Nach Tisch kam die übliche Tasse Kaffee; meine Freunde erwarteten natürlich, daß nun auch die gewohnte Havanna folgen würde und sahen im Geist schon Lora die Aschenbecher herbeibringen; sie waren das bei den erst erwähnten guten Freunden so gewöhnt — es geschah aber nichts von alledem. Ich schaute mein Frauchen fragend, sogar bittend an, aber sie, die mich sonst ohne Worte so gut zu verstehen behauptete, erwiderte meinen Blick ruhig und gleichgültig. Endlich hielt ich mich nicht länger; ich schämte mich meines plötzlich so eisernen Chefschachs vor den noch bandenlosen Freunden.

„Mein Liebling,“ sagte ich, indem ich ihr an den Hals

nisch folgte, wo sie ihr Strickförmchen holte, „darf ich nicht heute ausnahmsweise einmal die Cigarren anbieten?“

Sie sah mich erstaunt, dann verlegen, endlich sogar etwas befremdet an und wurde ganz roth.

„In der Wohnstube?“ antwortete sie, „Du kennst meine Wünsche, — ihu' was Du willst, — Mama hätte es nie gelitten, Papa — nie gethan, — und — und — Du weißt, ich kann es nicht vertragen.“

Das war sehr entschieden, aber es machte mir Eindruck. Wie hatte ich nur darum bitten können, wenn Lora es nicht vertragen konnte!

„Liebe Jungen,“ begann ich zaghaft, „mein Frauchen verträgt das Rauchen nicht, wenn ihr also von meinen Cigarren etwas haben wollt, müßt ihr euch in mein Studirzimmer bemühen.“

Aber das Unerhörte geschah — sie gaben die Cigarren preis und blieben sitzen, nicht diesmal allein, sondern allemale, so angenehm wußte meine kleine Frau ihnen den verbotenen Genuß zu ersehen. So verstrich fast ein Vierteljahr, und ich muß gestehen, daß die Entbehrung allmählig aufhörte, mir Entbehrung zu sein, und daß ich in die Gewohnheit hineinkam, mich ohne Cigarre ganz zufrieden zu fühlen und nur noch in meiner Klausur und bei meinen Freunden darnach zu verlangen.

Eines Tages, als ich nach Hause kam, fand ich Lora in etwas weicher Stimmung; sie hatte einen Brief von den Eltern bekommen und schien einem Ausflug von Heimweh nicht ferne zu sein.

„Sie behaupten Alle, daß ich ihnen fehle,“ sagte sie, mit Thränen in den blauen Augen zu mir aufsehend, „ich mußte mich heute, als Du so lange weg warst, einmal wieder recht zurückversetzen. Es war doch hübsch, in unserer kleinen Stube mit Lottchen zu plaudern, und dann bei Mama zu sitzen, — sie verzogen mich Alle, Philipp, weißt Du — und wie einsam wird es dem Papa sein! Ich war die Einzige, die oft stundenlang mit meiner Arbeit bei ihm saß, wenn er in seinem Lehnstuhl rauchte und ich sein gutes Gesicht und sein hübsches weißes Haar vor Dampfswollen kaum sehen konnte.“

„Was?“ sagte ich, indem ich sie ganz erstaunt anblickte. „Run?“ fragte sie unschuldig.

„Stundenlang hast Du beim Papa gesessen, der so rauchte, daß Du ihn vor Dampfswollen kaum sehen konntest, und Du kannst doch das Rauchen nicht vertragen?“

Ich konnte sehen, daß Lora einen großen Schreck bekam. Sie biß sich auf die Lippen, wurde wieder roth und stotterte verlegen: „Papa raucht besonders gute Cigarren.“

„Ganz dieselben, mein Schatz, die ich rauche,“ entgegnete ich kühl, „ich kann Dir sogar sagen, daß wir sie aus derselben Quelle beziehen.“

Meine kleine Frau war geschlagen, doch nachdem sie einen Augenblick nicht recht wußte, was sie erwidern sollte, verzogen sich die herabgesenkten Mundwinkel zu einem unwiderstehlich lustigen Lachen und sie sagte leichtthin: „Ich will Dir ganz offen Alles erzählen, Philipp, aber sei mir nicht böse. Ich kann allerdings Cigarrenrauch ganz gut vertragen, ich finde es sogar sehr gemüthlich, — und es thut meinem Kopf gar nichts, — aber nimm es mir nicht übel, — es war das Einzige, was mir an Dir nicht gefiel, daß Du so unaufhörlich rauchtest und Dich ohne Deine Cigarre nicht fünf Minuten glücklich fühlen konntest. Ich denke es mir ungefähr so unentbehrlich für euch, wie für uns Frauen das Strickzeug, und ich habe auch sonst nichts dagegen, nur finde ich, ihr müßt es doch auch hin und wieder lassen können. Ich war durch Papa in dieser Hinsicht verwöhnt, und es wollte mir nicht in den Kopf, daß Du Dir weder auf unseren gemeinsamen Gängen, noch unterwegs im Coupé, noch in meiner Stube, wo es, abgesehen von meinen Ansichten, den Tapeten und den guten Delbildern schädlich ist, die Cigarre versagen konntest. Ich finde nun einmal, es macht keinen hübschen Eindruck, wenn ein Herr von seiner Cigarre ganz unzertrennlich ist, und es war mir als eine, — sei nicht böse, lieber Engel, — als eine ganz kleine, natürlich unbewusste Rücksichtslosigkeit, für mich selbst und auch meinen Bekannten gegenüber unangenehm, deshalb wollte ich es Dir so gern etwas abgewöhnen!“

„So, also gleichsam aus Prinzip?“

„Eigentlich ja. Nun möchte ich Dir doch aber nicht so herrschaftlich entgegenreten, und darum that ich — darum ließ ich Dich, halb unwillkürlich zuerst, Philipp — annehmen, daß ich es nicht vertragen könnte — Du bist mir doch gut, Philipp?“

„Ja wohl,“ entgegnete ich steif.

„Siehst Du,“ fuhr Lora muthiger fort, „es war mir bei einer meiner Freundinnen so unangenehm, wenn ich die Herren so „sans façon“ ihre Cigarren herausnehmen sah —“

„So —“

„Und wenn die Damen selbst die Aschenbecher herbeiholen mußten. Frugen die Herren wirklich einmal, ob es eine der Damen belästige, so traute sich natürlich keine, allein unfreundlich zu sein, wenn die anderen es sich alle gefallen ließen, und so holten sie noch selbst die Rauchutensilien herbei, welche sie im Stillen verabscheuten.“

„Unter ihrer Würde, natürlich,“ erwiderte ich noch steifer.

„Philipp, jetzt bist Du böse,“ sagte Lora unsicher.

„Böse?“ antwortete ich. „Im Gegentheil, ich bin Dir nur dankbar für Deine diplomatische Erziehungskunst.“

Sie wollte noch etwas sagen, ja sie suchte mit einer niedlichen Bewegung die Hand herunter zu ziehen, mit der ich meinen Kopf stützte, um ihr mein ärgerliches Gesicht zu verbergen: ich wollte die Hand, die ich steif wie Holz machte, ihr nicht überlassen, wer weiß indessen, ob sie nicht doch den Sieg davongetragen hätte, — aber im selben Augenblick erhob sich ein Lärmen und wir wurden gerufen, denn das neue Klavier, das ich Lora versprochen und das durch allerlei Verzögerungen erst jetzt anlangte, sollte eben die Treppe herauf und auf den ihm schon bestimmten Platz gestellt werden. Als dieses große Werk vor sich gegangen und die Leute fort waren, öffnete Lora glücklich das Pianino und begann zu spielen. — Es klang reizend, aber der Aerger von vorher lag mir noch in den Gliedern. — Ich ging gleichgültig auf die Thür zu.

„Philipp, willst Du nicht hören, wie es klingt?“ rief Lora vom Klavier aus.

„Ich spiele ja selbst nicht,“ entgegnete ich gekniffen, „und — ich mache mir auch nichts daraus.“

Das war eine häßliche Unwahrheit, wie ich wohl wußte, aber mein brummiger Kopf ging mit mir durch.

„Du machst Dir nichts daraus? Du magst es wohl gar nicht hören? es stört Dich doch nicht?“

„O hören kann ich es schon,“ erwiderte ich gleichmüthig. „Man muß sich beherrschen, — aus Prinzip.“

Es ging mir durch's Herz, wie Lora die kleinen Hände betroffen und stumm von den Tasten sinken ließ. Es drängte mich, zurückzugehen, die kleine, enttäuschte Frau in meine Arme zu ziehen, sie zu bitten, mir alle ihre Lieblingssonaten vorzuspielen, aber ich konnte mich nicht überwinden. Hatte sie sich darum gekümmert, daß ich meiner Lieblingsneigung, dem Rauchen, so oft entsagen mußte, obgleich sie es, wie sie selbst sagte, „ganz gemüthlich“ fand! Hatte sie mich nicht wochenlang stillschweigend betrogen, geradezu hintergangen, um einen wohl kalkulirten Erziehungsgang mit mir durchzuführen! Nein, ich war gekränkt und doch sah ich mich noch einmal um, als Lora jetzt den Schlüssel im Klavier umdrehte. Der schrille Klang, den es dabei gab, schnitt mir in die Seele. — Zwischen Lora und mir war nun Alles verändert; sie rührte das Klavier nie wieder an, wenn ich zu Hause war; nur manchmal belauschte ich sie, wenn ich unbemerkt vor dem Fenster stand, wie sie leise, leise — wehmüthige Melodien spielte; sobald ich, noch so leicht, die Treppe herauf kam, hörte sie auf. — Eben so selbstverständlich hätte ich alles Andere eher gethan, als in ihrer Gegenwart eine Cigarre anzurühren; desto häufiger rauchte ich sie in meiner Stube, — es war, als wäre die verbotene Lust durch den Widerspruch plötzlich neu angefaßt — und ich ließ Lora oft stundenlang allein, um mich recht gründlich in die geliebten blauen Wolken einzuhüllen. — Ich glaubte mich in meinem Recht, fühlte mich als betrogener, lieblos behandelter Ehemann; und doch tauchten oft mildere Gedanken auf. Wenn die kleine Frau mir eine, doch theilweise unbestreitbar schlechte Manier abgewöhnen wollte, wenn sie ihren Philipp so gern vor sich und Anderen im besten Licht zeigen mochte, war es nicht eigentlich ganz niedlich, daß sie in einer viel leicht unüberlegten ersten Schüchternheit nicht ihren Willen herauskehren, sondern ihren Mann ganz leise nach ihren Wünschen leiten wollte, ohne daß er den sanften kleinen Pantoffel auch nur merkte, den sie über ihn zu schwingen im Begriff stand!

Was sie dachte, wußte ich nicht; wir waren Beide recht still geworden.

Wo war die muntere kleine Lora, die im Dämmerstündchen auf dem Wolföfel zu meinen Füßen, in's Kaminfeuer blickend, tausend lustige Geschichten erzählte; die neckische Lora, die hundertmal am Tage in mein Zimmer tanzte, um mir irgend etwas Liebes in übermüthigem Ton zu sagen, und dann wichtig mit dem neuen Schlüsselbund klirrend, wieder verschwand; die weichherzige kleine Lora, die in kindisch zärtlicher Weise auf meinem Knie zu sitzen und die Arme um meinen Hals zu legen pflegte, damit ich sie „verziehen“ sollte! — Wir waren jetzt recht vernünftige Leute geworden.

So vergingen einige unerquickliche Tage, als ein alter Universitätsfreund sich bei uns anmeldete. Er kam zu Mittag, und als er dann, mit uns plaudernd, das Klavier bemerkte, rief er fröhlich: „Und Sie haben auch ein Instrument? Sie spielen, gnädige Frau? bitte, bitte —“ und er öffnete das Pianino.

Lora wurde dunkelroth.

„Es thut mir leid,“ entgegnete sie stockend, „aber Philipp hört es nicht gern.“

„Hört es nicht gern?“ fragte mein Freund verwundert, während ich halb entschuldigend, halb zurendend Lora etwas zuraunte: „hört es nicht gern! Ei, das ist ein Verthum, meine gnädigste Frau — er spielte freilich nicht selbst, aber wir hatten ein musikalisches Kränzchen, bei dem er Ehrenmitglied und höchster Kunstkritiker war, nur weil sein feines Gefühl und sein guter Geschmack immer das endgültigste Urtheil abgaben.“

„Es thut mir leid,“ wiederholte Lora mit zuckenden Lippen, „aber ich habe es mir zur Regel gemacht, nie zu spielen, wenn Philipp zu Hause ist.“

„Aber, liebe Lora, mache mir doch die Pferde nicht scheu,“ begann ich, aber ein Blick auf das Gesicht meiner Frau belehrte mich, daß das Weinen ihr nahe und Scherzen nicht angebracht sei.

„Keine Regel ohne Ausnahme,“ sagte mein Freund

lustig, „indessen,“ fügte er taktvoll hinzu, „will ich nicht länger quälen, besonders da ich mich doch bald empfehlen muß. Es wird Philipp gewiß bald gelingen, Sie vom Gegentheil Ihrer Annahme zu überzeugen.“

Mein Freund war fort, ich hatte ihn auf dem Bahnhof begleitet undehrte nun langsam nach Hause zurück. Unterwegs schlug mir das Gewissen furchtbar. Hätte ich nicht als der Stärkste von uns Schwachen nachgeben, vergeben, wieder freundlich sein können? War es großmüthig, war es hübsch von mir, daß ich so streng und unnachlässig mit dem armen kleinen Frauchen umgegangen war, ihr ihr Lieblingsvergnügen, ihre Musik verdorben hatte, und eigentlich nur aus verächtlicher Rache? Es war erbärmlich, und mochte sie zehnmal Unrecht haben, ich hatte mich unverantwortlich benommen. Ich fühlte es schon lange, aber nun ging es nicht länger; ich wollte es wieder gut machen, aber wie? Mit den besten, wenn auch noch unklaren Vorsätzen stieg ich die Treppe hinauf. Lora saß allein am Fenster. Ich setzte mich nach einer gleichgültigen Bemerkung in den Lehnstuhl am Kamin. Würde sie denn nie wieder hier auf dem gemüthlichen Wolföfel liegen!

Plötzlich fühlte ich, daß sie neben mir stand; das war der Moment, der richtige Moment, mich zu einem Besehnungswort zu ermannen.

„Lora,“ sagte ich langsam und ohne aufzusehen, aber so weich und sanft wie ich konnte, „liebe Lora, ich habe Dich auch ein bißchen betrogen: ich liebe Musik wirklich sehr — willst Du mir, mir allein, Liebchen, nicht jetzt etwas vorspielen?“

Lachte oder schluchzte sie? ich glaube, beides; aber als ich aufsaß, stand sie noch immer vor mir, wie sie schon eine geraume Weile gestanden haben mochte, das geöffnete Cigarrenetui in der Hand, das sie mir verlockend hinhielt. „Rauche, rauche, so viel Du willst,“ sagte sie, „aber liebe mich!“

Ich warf die Cigarren auf die Erde, indem ich Lora in meine Arme schloß. Es war Alles wieder gut, und doch die richtige Sympathie zwischen uns, daß wir im selben Moment einander die gewünschte Konzeßion machten. Ja, es war Alles gut, Lora lag wie sonst auf dem Wolföfel neben mir, und das Kaminfeuer (eine von ihren Liebhabereien, die ich bei der Wahl unserer Defen besonders berücksichtigt hatte) flackerte auf zwei erst noch so fremd blickenden Gesichtern, die, jetzt sehr nah bei einander, so vergnügt aussahen. — Der Abend endete noch heiter. Lora spielte mir lange in tiefer Dämmerung eine süße Volksmelodie nach der andern vor, — dann als die Lampe kam, nahm sie meine — ziemlich großen, aber wie sie behauptete, wohlgeformten — Hände in ihre kleinen und ver suchte, die steifen ungelenten Finger in die erste stillstehende Fingerübung zu zwingen; und so übermüthig scherzen, wie sie es that, als sie sich über ihren ungeschickten Mann lustig machte, konnte doch nur meine eigene kleine Lora.

Was das Rauchen betraf, so hatte sie es mir wirklich so erfolgreich abgewöhnt, daß es mir keine so schreckliche Entbehrung mehr war, es nur so zu treiben, wie sie es wünschte, nämlich als etwas, das ich liebte und doch auch ohne großen Kummer zu Zeiten lassen konnte. Allerdings — Liebe, — „von allen Lehrern der geschwindesten auf Erden“ — kam mir zu Hülfe. — Ich nahm es freilich nicht mehr so genau damit, einmal mit der Cigarre durch Lora's Zimmer zu gehen oder sie auf einem Waldspaziergang anzustechen, — dagegen saß sie, wie bei ihrem Vater, oft in meiner Studirstube in blaue Dampfswollen gehüllt neben mir, ohne daß unser Glück, wie es erst den Anschein hatte, in Dunst und Rauch aufgestiegen und zerstoben wäre.

## Empfangshalle in Baroda.

(Vergl. S. 104.)

Baroda ist ein Vasallenkönigreich Englands in Ostindien und der Präsidenschaft Bombay. An der Spitze steht ein Mohrathenfürst aus der Familie der Guikowar.

Unter Bild, dem hochinteressanten, schönen Prachtwerk: „Indien in Wort und Bild“. Eine Schilderung des indischen Kaiserreichs von Emil Schlagintweit (Leipzig, Schmidt und Günther), — entnommen, stellt die färschliche Empfangshalle des Guikowarpalastes in der Hauptstadt des Landes, die gleichfalls Baroda heißt, dar. Sie ist so speziell indisch wie möglich, von phantastisch orientalischer Bauart, lustig, leicht und phantastisch — schnörkelhaft, märchenhaft-prächtig und pierlich, und das Auge doch ermüdend durch zu viele kleine Einzelheiten und Ueberladung mit kleinem Schmuck, was fast der gesamten indischen Baukunst eigenthümlich ist. Selbstsam muthet den nicht Eingeborenen die Unmasse wilder Tauben an, welche in der Nähe der Empfangshalle haufen und keineswegs eine angenehme Nachbarschaft und Gesellschaft sind. Die Stadt Baroda hat gegen 140.000 Einwohner, nebst dem fürstlichen Palast eine englische Residenzwohnung, viele Moscheen, eine anglikanische Kirche, große und schöne Gärten, auch Baumwollen- und Seidenfabriken. Der Fürst hält 6000 Mann Truppen, es stehen aber auch noch britische Truppen im Lande.

Der Guikowar Mulhar Rao wurde 1875 wegen eines Vergiftungsversuches des englischen Residenten abgesetzt und das Reich wird jetzt während der Minderjährigkeit des Sohnes Mulhar Rao's von Ministern verwaltet. Baroda ist 300 Kilometer nördlich von Bombay gelegen und das Reich steht seit 1805 unter englischer Oberhoheit.



Der erste Gottesdienst in einer neuen Synagoge. (S. 98.)



Senegalesische Perlenindustrie. Gemälde von E. van Oosterhout. (S. 98.)

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

22.

Die Pferde spürten, daß auf der Landstraße etwas Ungewöhnliches los sei; sie spitzten die Ohren, schnaubten laut und blieben zuletzt stehen.

Der Hanswurst und sein Begleiter waren schon bei dem Kinde, welches noch immer jämmerlich schrie.

Sie erblickten die arme Lucile, frosterstarrt, bewegungslos. Sie hoben sie auf, um zu sehen, ob sie tot sei oder noch einen Funken Leben in sich habe.

Der Hanswurst, welcher bemerkte, daß sie eine Ledertasche am Arme trug, nahm ihr dieselbe ab und hängte sie an den seinigen.

Drei Männer waren leicht vom Wagen gesprungen, den Einer von ihnen vorwärts brachte. Dann wurde Lucile auf Befehl des Direktors, welcher den Namen Croquefer führte, samt ihrem Kinde zu den Weibern auf den Wagen gehoben, welche sich beeiferten, Beide einzuhüllen und ein wenig zu erwärmen.

Die Unglückliche lebte noch; man konnte aber glauben, daß ihr der letzte Seufzer schon auf den Lippen schwebte. Eifriges Frottieren und ein paar Tropfen Brantwein brachten sie ein wenig zu sich, aber sie blieb wie blind und taub. Ihr Körper schien gelähmt, bis auf ein kleines Zucken.

Der kleine Leon, dem wieder warm geworden war, sank zwischen den Pfoten eines zottigen Schäferhundes, welcher ihm mit rührender Beharrlichkeit Gesichtchen und Händchen leckte, in Schlaf.

Zwei Männer der Truppe hatten abwechselnd vor dem Wagen herzugehoben, um das Pferd anzutreiben. Der Held und der Hanswurst waren jetzt abgelöst worden. Der Erstere war in den ersten Wagen gestiegen. Der Hanswurst, als minderster Künstler, mußte sich mit dem Dekorationskarren begnügen, wo er sich zwischen der Zeltwand, den Rittersälen, Eichenwäldern und den Latten des Podiums einmischte.

Er hatte ein weiches Gemüth und dachte noch eine lange Weile an den traurigen Hund, den sie gemacht. Dabei erinnerte er sich an die Ledertasche, welche er, unbemerkt von seinem Kollegen, dem jungen Weibe abgenommen hatte. Richtig, da lag sie neben ihm. Sie war nicht viel gefüllt und doch hübsch schwer. Er schüttelte sie. Die Neugierde erwachte. Die Tasche war geschlossen, aber am Schlosse hing der kleine Schlüssel herab.

Nach einem Augenblicke des Zögerns öffnete er. Ein Erwas sagte ihm, daß er Unrecht thue. Aber die Neugierde eines armen Bagabunden ist größer als sein Taktgefühl. Da es stockfinster war, tastete er mit der Hand in die Tasche und fühlte die Geldrollen. „Dachte ich's doch!“ murmelte er zitternd. Er nahm eine der Rollen und wog sie auf der Hand. „'s ist schwer!“ dachte er. „Das muß Gold sein!“ Und er zählte die Rollen und ermaß ihre Länge. Sein Athem wurde keuchend. Trotz der Kälte perlten große Schweißtropfen auf seiner Stirne. Er hatte das Fieber. Er blieb einen Augenblick unbeweglich, die offene Tasche an die Brust gepreßt. „Gold!“ murmelte er. „Ein Haufen Geld, ein Vermögen!“ Und wieder durchlief ein Zittern seinen ganzen Körper.

„Niemand hat es gesehen, daß ich die Tasche vom Arme des Weibes nahm. Das Kind ist zu klein, um davon zu wissen, zu reden. Wenn das Weib stirbt, wer soll's jemals erfahren... Das Gold gehört mir!“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Und das Kind? Das Geld seiner Mutter ist eigentlich sein Eigenthum und ich bestohle es. Ein Kind bestehlen! Bin ich denn ein Schurke geworden? Ein Räuber? Jérôme Gosch ein Räuber!... Das gibt's nicht. Wer das behauptet, ist ein Lügenter! Nein, und ich bin kein Räuber!... Aber sehen wir einmal, wie die Sachen stehen. Soll ich die Tasche dem Patron abliefern? Aber ich kenne den Kerl; wenn das Weib stirbt, behält er das Ganze, und der arme Bub sieht nie einen Heller davon; der Patron wird ihn bei sich behalten, ihn lahm prügeln wie die Anderen, wird ihn 'aufziehen' für das gefundene Geld und aus ihm — was — machen? Einen Gaukler, einen Lustspringer! Nichts da. Croquefer soll das Geld nicht haben, das behalte ich. Wird das Weib gesund, gebe ich ihr's zurück; stirbt sie...“

Da stand der gute Hanswurst vor einer neuen Entwicklung. Zuletzt schien er aber eine befriedigende Lösung auch dieser Tragödie gefunden zu haben. Er schloß die Tasche wieder zu, schnitt den Schlüssel davon ab und steckte ihn in die Tasche. Immer im Finstern tappend, öffnete er eine alte Truhe, — die seinige —, in der sich ein paar Lumpen, welche „Weißwäsche“ vorstellen sollten, und sein reithgestreifter Clownsanzug befanden.

Die Truhe war klein, aber trotzdem halb leer. Sie enthielt die ganze Habe des Meisters Jérôme Gosch. Unter seinen Hanswurstanzug steckte er die Tasche mit den Geld-

rollen und verschloß die Truhe wieder. Dann schlüpfte er wieder zwischen die Wälder aus Leinwand, hüllte sich in einen Rittersaal und sank bald in Schlummer.

Als er erwachte, war es schon heller Tag. Die Wagen fuhren in der Stadt Gray ein. Man hielt vor einem Gasthose. Während man die Pferde abspannte, näherte sich Jérôme Gosch schüchtern der Weibsstube des Patrons und erkundigte sich nach dem jungen gefundenen Weibe.

„Sie ist noch nicht ganz tot, wird's aber nicht mehr lange machen,“ antwortete man ihm. „Sie hat die Augen offen und athmet, aber sie regt kein Glied und bringt kein Wort hervor.“ — „Wird man ihr ein Zimmer nehmen?“

— „Unfinn! Der Patron läßt sie in's Hospital bringen.“ — „So!“ machte der Hanswurst verblüfft. — „Ja, der Patron hätte sie wohl behalten, denn sie ist ganz nett... für erste Liebhaberinnen; aber sie ist nicht mehr zu retten; kann den Abend nicht mehr erleben.“ — Der Hanswurst erstarrte einen Seufzer. „Und der kleine Knabe?“ fragte er.

— „Ah, der! Der ist wieder ganz frisch. Er wartet jetzt auf das Erwachen seiner Mutter; er glaubt, daß sie nur schläft. Ihn wird der Patron behalten. Er ist geistig; er wird zum Kaufschuttmann erzogen werden, der seine Beine um den Hals schlingt.“ — „Schöne Ausichten!“ dachte Gosch.

Croquefer kam in diesem Augenblicke dazu. Er hatte eine verführte, heisere Stimme.

„Vor allen Dingen muß der Sache ein Ende gemacht werden,“ sagte er. „Ich will nicht haben, daß sie bei mir stirbt. Zwei von euch müssen sie auf der Stelle in's Hospital tragen; eine Tragbahre kriegt ihr hier gegenüber in der Kaserne. Unterdessen gehe ich zum Bürgermeister und kündige dort unsere Vorstellungen in der höheren dramatischen Schule an. Geht die Sache gut, dann gebe ich euch in diesem feenhaften Hotel hier ein großes Mahl mit Wein und schwarzem Kaffee. Bum, bum, bum!... Aber Teufel! Just denke ich darüber nach. Was fangen wir mit dem kleinen Baly an? Wenn sie ihm die Mutter fortnehmen, wird er schreien. Man muß ihn fortbringen. Du, Hanswurst, bist ja ein Kinderfreund! Nimm den Fraken und mache mit ihm einen Gang um die Stadt, während man das Weib fortzuschafft. Und wenn er weinen sollte, laufft Du ihm für diesen Sou da einen Kuchen, mit dem Du ihm das Maul stopfst. Das ist die Ordre. Und jetzt vorwärts, Alle! Die große Trommel vor! Bum, bum, bum!“

Das Kind wurde trotz seines Sträubens von der Mutter getrennt und dem Hanswurst übergeben, der es unter Herzklopfen auf den Arm nahm, es auf beide Wangen küßte und sich mit ihm entfernte.

Einen Augenblick später wurde die regungslose Lucile auf einer Tragbahre in's Hospital gebracht, wo sie sogleich aufgenommen wurde. Die Gaukler sagten der Wahrheit gemäß, daß das junge Weib ihnen ganz unbekannt sei, daß man es berußtlos auf der Landstraße gefunden und mitgenommen habe. Von dem Kinde sagten sie, auf Befehl Croquefer's, nichts. Der Arzt, welcher Lucile besichtigte, schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn nicht ein Wunder geschieht, ist die Arme verloren.“

Diese Worte wurden Gosch hinterbracht, der mit dem Kinde in der Nähe des Hospitals umherlungerte.

„'s ist also aus mit ihr!“ sagte er sich. Das Kind rief dabei weinend: „Ich möchte zur Mama zurück!...“

„Wieder eine Waise mehr auf der Welt!“ murmelte der Hanswurst. „Armes Kind! Aber ich will Dich nicht verlassen. Deine arme Mutter, die da drin mit dem Tode ringt, kann mich freilich nicht hören; aber ich schwöre ihr, daß ich für Dich ein Vater sein will.“

Er kehrte zu den Wagen zurück. Die ganze Truppe hatte sich in den Gasthof begeben. Er nahm seine Truhe, ohne daß man es bemerkte, hängte sie auf die Kapsel, nahm den Knaben an die Hand und verlor sich in einem Seitengäßchen.

Bald fand er den Standplatz der Stellwagen. Der Wagen von Auxonne und Dijon war eben im Begriffe, abzufahren. Er nahm Plätze für sich und das Kind, welches er warm in den Shawl seiner Mutter eingehüllt hatte.

Der Wagen war seit etwa zwanzig Minuten fort, als Croquefer händereibend in den Gasthof zurückkehrte. Er hatte vom Bürgermeister die Erlaubniß erhalten, acht Tage im Orte zu bleiben und sein Zelt auf einem der Kais am Ufer der Saône aufzuschlagen.

„Heraus mit der großen Trommel! Bum, bum, bum!“ rief er seiner Truppe zu. „Gleich nach dem Frühstück, das ich bestreiten will — ohne Sagenabzüge! — wird unser Theater aufgeschlagen, das erste der Welt! Und morgen Abend erste grrrrroße Vorstellung von der unglücklichen Pfalzgräfin Genoséva von Brtrabant oder, Der Hengstich im Melochwalde! Unter Mitwirkung sämtlicher engagierter Künstler. Die Hauptrolle, die Hirschstuh, gespielt vom gelehrten Hunde Azor, genannt das Wunder beider Hemisphären... Bum, bum, bum! Azor, gib die Pfole. Bravo. Du sollst zwei Knochen anstatt einen haben, und wenn du keine Stichworte gut einhüllst, ein Stück Zucker zum Dessert. Bum!... Wir sind hier, meine Freunde, in einer reichen, blühenden Stadt von — ich weiß nicht wie viel! Einwohnern, aber Einwohner sind da: noble, freigebige, liebenswürdige Kunstkenner und Gömmer alles Schönen! Bum! Wir werden unsinnige Einnahmen machen und in Gold schwimmen!... Aber wo ist denn Gosch, der alte Gosch? Man rufe mir Gosch! Wir können

nicht zum lukullischen Mahle schreiten ohne Hanswurst. Denn der Hanswurst, meine Herren und Damen, ist die Stütze jedes Kunsttempels: er ist es, auf dessen Vortruf das kunstsinigste Publikum herbeiströmt und den Tempel — sammt der Kasse füllt. Bum, bum, bum!!!“

Man rief nach dem Hanswurst. Man suchte ihn vergeblich in der ganzen Stadt. Gosch und das Kind waren verschwunden. Und Niemand ahnte, daß sie bereits auf dem Wege nach Dijon wären.

## Zweiter Theil.

1.

Die Maiensonne leuchtet vom blauen Himmel. Sommervögel sind heimgeliebt und jubeln in dem knospenden Grün. Das Thal der Sablenne, blumendurchstüßt, ist wunderbar schön. Der Fluß zieht sich wie ein silbernes, von Goldblitzen durchflochtenes Band zwischen den Weiden hin.

Im Seuilhohofe ist nichts verändert; die Heerden klingen auf den Weideplätzen, die Hähne schreien, die Lämmer mäkern; ein Bube mit bloßen Armen, eine alte Heugabel schwingend, singt in der Scheune ein altes Volkslied.

An einem der Fenster zeigt sich ein fröhlicher, neugieriger Mädchenkopf.

Dieses Mädchen ist nicht mehr Lucile; es ist Blanche. Jene war brünett, diese ist blond wie Ceres, die Göttin der Ernte. Aber wie einst Lucile, wird sie „das Fräulein von Seuilhoh“ genannt.

Man hat das Geheimniß ihrer Geburt bewahrt. Man hat ihr gesagt, daß ihre Mutter tot sei, weiter nichts. Das ist Alles, was sie weiß. Sie hält Jacques Mellier für ihren Vater. Pierre Rouvenat ist ihr Pathe.

Der Name Jean Renaud ist vielleicht niemals ausgesprochen worden vor ihr.

In der That ist dieser Name ganz in Vergessenheit gerathen; kaum daß sich in Eivry oder Frémicourt einer der älteren Leute an den Wolfstodter erinnert. Seit dem Morde in der Nacht des 24. Juni 1850 hat der Schnee viele Male die Erde bedeckt. Wie viel ist seitdem Neues geschehen und ebenfalls wieder vergessen worden! Eine alte Generation hat ihrem Nachwuchse Platz gemacht. Die Greise von damals sind in ihrem Grabe, die Kinder von damals sind heute erwachsen.

Sie wissen nichts von jener Zeit. Nur manchmal sagen sie, wenn sie auf der Landstraße gegen Frémicourt gehen, an einer gewissen Stelle: „Da ist ein Mensch ermordet worden.“ Hört diese Worte ein Fremder und fragt er nach den Details, dann heißt es: „Ich weiß nichts Näheres davon... 's ist schon so lange her!“

Blanche ist noch nicht neunzehn Jahre alt; sie sieht aus, als ob sie erst fünfzehn wäre, so rosig ist ihr Gesichtchen, so zart und zierlich ihr Körper, so frisch und kindlich ihr Lächeln, ihr Blick. Das Leben ist ihr ja wie ein schöner, reichgeschmückter Traum verfloren; alle Feen haben sie an der Wiege beschenkt; die Natur gab ihr Verstand, Schönheit, eine melodische Stimme, Anmuth, Liebenswürdigkeit und Güte; kurz Alles, was bezaubert.

Sanftheit und Zärtlichkeit leuchten aus ihren großen, erstaunten frohen Kinderaugen. Wie rosig sind die Lippen, wie läßt ihr das Grinsen im Kinn so hübsch und wiederholt sich beim Lächeln auf beiden Wangen! Wie eine Krone schlingen sich die goldenen Zöpfe um ihr Haupt!

Jacques Mellier verläßt nur selten seine Stube. Er ist kaum wieder zu erkennen. Das Unglück hat ihn gebrochen und gezeichnet; nicht ungekrast begehrt man ein Verbrechen. Mehr noch als die Jahre hat ihn die Neue zerstört und gebeugt. Er hat keinen Willen mehr, keine Wünsche, keine Hoffnung. Er ist ohne Kraft. Er geht nicht mehr, er schleicht. Aber er kann noch denken und kann gedenken. Und das Erinnern ist seine Marter, das Gedenden seine Qual.

Er verbringt Nächte ohne Schlaf, und wenn er in dumpfen Schlummer sinkt, quälen ihn entsetzliche Träume. Dann erwacht er keuchend, in Schweiß gebadet, und versucht vergebens die Last von seiner Brust zu wälzen, die ihn zu zermalmen droht. Seine Stube füllt sich mit Gespenstern seiner Opfer. Jenes dort hat die Brust durchlöchert, und das Blut, welches aus der Wunde strömte, überschwemmt das Zimmer; dieses hier starrt ihn vorwurfsvoll an: eine grüne numerirte Sträflingsmütze bedeckt das kahlgeschorene Haupt; es ruft mit hohler Stimme: „Was hast Du mit meinem Weibe gemacht?“ Da öffnet sich ein Sarg zu seinen Füßen, das Leichentuch zerreißt und Jacques Mellier erblickt ein wüthenderzessenes, faulendes Weib, dessen todte Lippen doch eine stumme Sprache haben, denn sie rufen: „Mörder!“

Und — o höchste Qual! In dieser gramzerfessenen Brust lebt außer der Neue noch ein brennendes Gefühl: die wiedererwachte Liebe zu seinem Kinde, die Sehnsucht nach Lucile! Wie Rouvenat es vorausgesagt hatte, war's gekommen. Jacques Mellier hatte ihn eines Tages mit zitternder Stimme angefleht: „Weißt Du, wo mein Kind ist? Geh, suche es, bringe es her in meine Arme!“ — Der Alte aber hatte das Haupt gesenkt und geklagt: „Ich weiß nicht, wo es ist. Seit ich sie zum letzten Male mit ihrem Kinde in Saint-Trum gesehen, ist sie verschwunden. Sie und das Kind. Sie wollte, wie sie sagte, in das Juragebirge zurückkehren; ich schrieb in das Dorf, wo sie fünf Jahre hindurch gelebt hatte: man hatte sie dort nicht

wieder gegeben. Was ist aus den Beiden geworden? Sind sie todt oder am Leben? Ich weiß es nicht."

Da hatte Jacques Mellier einen schneidenden Beheruf ausgedrückt und hatte sich die Haare ausgerauft und konnte sich nimmer, nimmer trösten. All seinen Reichtum hätte er jetzt gerne dahingegeben, um sein Kind noch einmal sehen, um es segnen und sich mit ihm versöhnen zu können! Umsonst. Und immer tönt es dumpf, wie ein Sterbegeläute, das kein Ende findet, in seinen Ohren: "Sind sie todt oder am Leben? Ich weiß es nicht." Seit langem schon ist Pierre Rouvenat der eigentliche Leiter der Wirtschaft. Er führt das Haus milde, aber kräftig. Er hat das Vermögen Jacques Mellier's noch vergrößert und verwahrt es getreulich. Er hat sich in diesen neunzehn Jahren kaum verändert. Er ist noch immer aufrecht, kräftig, arbeitsam, umsichtig und für Alle ein Beispiel. Nur Haar und Bart sind ihm gebleicht.

Aber wenn ihn auch das Gewissen nicht foltert, seinen tiefen Schmerz hat er doch. Er trauert um Lucile, um ihr Kind, um Jean Renaud. Gar manche Thräne hat er schon um sie vergossen.

Er hat sein Pathenkind lieb, nützlich lieb; er häßte Blanché, er thut ihr Alles zuliebe, er räumt jedes Steinchen aus ihrem Wege, das ihre zarten Füße verletzen könnte, er bewacht sie wie einen kostbaren Schatz, der ihm anvertraut ist. Aber er vergißt über sie nicht die Anderen, die Verlorenen.

Wo sind sie? Was thun sie? Ach, er weiß es nicht. Sie sind wohl längst gestorben. Gleichviel, er erwartet sie noch immer...

Pierre Rouvenat hat einen großen Plan, auf den er um Alles in der Welt nicht Verzicht leisten möchte.

## 2.

Blanché liebte die Morgenspaziergänge. Man traf sie da durch den Thau schreitend und Blumen pflückend, fast immer mit ihrem Pathen, manchmal auch am Arme Mellier's, öfters aber allein.

Eines Tages machte sie sich wieder auf zu einem solchen Morgenspaziergange. Ein Florentinerstrobhut mit flatternden blauen Bändern war gefest auf ihre blenden Flechten gesetzt.

Wie sie im Hofe erschien, trat ihr eilig ein junger, großer, ziemlich hübscher Bursche entgegen, der nur einen kleinen falschen Zug in den Mienen hatte.

"Meine schöne Cousine will einen kleinen Spaziergang machen?" sagte er mit einem süßen, aber vertraulichen Lächeln um die Lippen. — "Ja, wissen Sie nicht, wo mein Pathé ist?" — "Ich glaube, er wird nach Trémicourt gegangen sein." — "Dann warte ich, bis er zurückkommt." — "Wenn Sie wollen, begleite ich Sie." — "Nein, danke," sagte sie ein wenig trocken; "wenn der Pathé zu lange ausbleibt, gehe ich lieber allein."

Der junge Mensch preßte die dünnen Lippen aneinander und plötzlicher Bohn sprühte aus seinen Augen — aber nur eine Sekunde lang.

"Was haben Sie denn gegen mich?" fragte er. "Ich merke es schon lange. Als ob ich der erste beste Knecht hier wäre — und bin doch mit Herrn Mellier so nahe verwandt." — "Das weiß ich ganz gut. Aber worüber beklagen Sie sich denn? Was thut ich Ihnen denn?" — "Nun... nichts, Blanché. Nur... nur lieben Sie mich nicht." — "Ich hasse keinen Menschen, Herr Franz." — "Sie können aber nicht leugnen, daß ich Ihnen nicht gefalle!" — "Wer sagt Ihnen das? Und wenn es wäre..." — "Sehen Sie! Und ich, ich liebe Sie, Blanché; und wenn Sie nur wollten... wenn Sie wollten, könnte eine schöne Hochzeit gefeiert werden im Scuilon, noch vor der Ernte."

Blanché wurde tief roth. Sie wollte eben eine ziemlich schnippische Antwort geben, als Pierre Rouvenat erschien. Der Alte machte ein finsternes Gesicht. Er hatte zugehört.

"Ah, da ist mein Pathé!" rief Blanché.

Und sie sprang auf ihn zu, ohne sich weiter um den vertriebenen Bitter zu kümmern. Rouvenat mußte sie auf die Stirne küssen.

"Gehst Du mit mir?" fragte sie ihn. — "Nein, heute nicht. Mache Deinen Spaziergang, mein Buppchen. Nur geh nicht zu weit, es ist noch ihauseucht. Ich habe mit Franz hier zu reden."

Das junge Mädchen nahm ihn um den Hals und schickte ihm in's Ohr: "Hast Du gehört, was er gesagt hat?" — "Ja." — "Dann antworte ihm für mich. Den heirathen! Lieber bleibe ich mein Lebtag ledig."

Damit gab sie dem Alten einen Kuß auf die Wange und hüpfte fort, leicht wie ein Reh.

Franz wollte ebenfalls fort. Rouvenat hielt ihn zurück.

"Ich muß ernstlich mit Ihnen reden, Franz," sagte er. — "Was denn?" — "Seit einiger Zeit erlauben Sie sich mit Blanché Freizeiten, die mir mißfallen," sagte der Alte streng. — "Darf man vielleicht nicht mehr mit ihr reden?" fragte der Junge. "Uebrigens bin ich höflich genug gegen sie." — "Das will ich hoffen!" zürnte Rouvenat. "Wenn Sie es jemals daran denken ließen, würde ich Sie augenblicklich aus dem Hause werfen!"

Franz wurde leichenfahl und ein häßliches Lächeln spielte um seine Lippen. "Mir scheint doch, daß mein Cousin Mellier ein wenig mehr der Herr hier ist, als Sie!" — "Ich weiß sehr gut, was Jacques Mellier ist, und ich weiß

sehr gut, was ich bin. Sie aber sind hier Knecht, und nur unter diesem Titel habe ich eingewilligt, Sie hier aufzunehmen. Merken Sie sich das. Ich sage es Ihnen in Gutem, daß Sie beim ersten festen Worte gegen Fräulein Blanché Ihr Bündel schnüren und zu Ihrem Vater in die Vogesen zurückkehren können." — "Wollen Sie mir vielleicht verbieten, Fräulein Blanché zu lieben, Herr Pierre Rouvenat?" — "Nehmen Sie sich in Acht!" — "Meine Absichten sind ehrbar, ich brauche sie nicht zu verbergen. Ich will Blanché heirathen!" — "Aber Blanché will Sie nicht heirathen!" — "Das wird sich zeigen."

Rouvenat fuhr so zornig in die Höhe, daß der Junge zurückfuhr. Er packte ihn wüthend am Arme. "Weber Du, hörst Du? weder Du, noch Einer von allen Denen, die schon um sie geworben haben, wird der Mann unserer Blanché!" — "Was kümmern mich die Anderen? Ich bin mir der Erste. Und ich sehe nicht ein, weshalb Cousin Mellier mir die Kleine verweigern sollte. Und ich bin ebensoviele werth als sie!" — "Was wollen Sie damit sagen?" — "Bis jetzt hat sie just so viel wie ich. Wenn sie aber vielleicht auf einen Theil des Vermögens meines guten Cousin Mellier rechnet, dann haben ich und mein Alter — mit Eurer gütigen Erlaubniß, Herr Rouvenat, wenigstens ebensoviele Anrecht auf dieß Geld als sie!"

Rouvenat's Auge blühte. Er kreuzte die Arme und entgegnete mit verhaltener Stimme: "Das ist doch ehrlich gesprochen! Aber, lieber Junge, ich kenne schon längst Deine Berechnung. Das Geld Jacques Mellier's ist's, auf welches Dein Alter lüster ist. Ich habe das gleich im ersten Augenblick Eurer Ankunft gesehen. O, der gute Alte sagte sich: 'Lucile ist verschwunden, Lucile ist todt, nun gehört der Scuilon mir, der Scuilon und das ganze Vermögen des guten Jacques, meines lieben Cousins.' Aber Dein Vater befürchtete, daß dieser gute, liebe Jacques sein Vermögen der kleinen Blanché vermacht — wozu er das Recht hat! Und so spekulierte er weiter: 'Mein Franz soll die Kleine einfach heirathen!' — Und deshalb tratest Du hier als Knecht ein. Nun, mein Junge, die Berechnung Deines Alten ist pfeffrig genug. Nur ist sie nicht richtig. Denn Blanché wird nicht Deine Frau, und weder Du noch Dein Alter sollt jemals auch nur einen Sou von dem Vermögen Jacques Mellier's haben. Punktum!"

"Hab's gehört," erwiderte der junge Mensch mit mühsam unterdrückter Wuth. "Und Sie, Herr Rouvenat, der 'ehrliche' Mann, werden es durchsehen, daß wir enterbt werden!" — "Der Herr Rouvenat hat sich vor Niemanden zu verantworten, als vor unserem Herrgott!" — "Natürlich! Und Eure eigenen feinen Pläncchen, die sollen erst später an's Licht kommen. Gelt? Ihr selber seid gar nicht geldgierig und man wird es nie erfahren, was Euch bewegt, die Tochter eines Zuchthäuslers gar so gewaltig in Schutz zu nehmen!"

Bei diesen Worten, welche ebenso wohl Blanché als ihn beschimpften, fühlte Rouvenat alles Blut in seinen Kopf schießen, daß sein Gehirn flammte. Seine Züge zogen sich krampfhaft zusammen, sein Blick wurde erschrecklich.

"Ah, Glender!" kreischte er. "Schweig! Noch ein Wort und ich stehe für nichts!..." — "O, ich bin fertig!" höhnte der Junge und entfernte sich rasch und eilig. — "Du Kröte!" murmelte Rouvenat dumpf. "Endlich hast Du Deine Larve fallen lassen. Gut. Ich behalte Dich im Gesicht! Versuch's, zu vergiften — und ich zertrete Dich!"

Während dieß im Hofe vorging, lief Blanché, ganz beauftragt von der Morgenpracht, über die Wiesen. Sie ging über die Sableuse und fing dann an, am Ufer ihre Blumenerente zu halten.

Duft und fernes, frohes Geräusch flutete in der Luft, die Sonne warf Ströme von Gold über die Bergzinnen in das Thal; Insekten furrten, Vögel flatterten von Zweig zu Zweig, die Lerche trillerte ihr Morgenlied in den Lüften, ein süßer, sanfter Hauch ging durch die Welt.

Blanché ging immer weiter, der Strauß in ihrer Hand wurde immer größer.

Plötzlich stieß sie einen Schrei des jähren Schreckens aus. Ein Mann stand vor ihr.

Ein Mann von sehr verdächtigem Aussehen.

In der einen Hand hatte er einen ungeheuren Knüttel, in der andern einen alten zerknüllten Filzbut. Sein Beinleid war zerrissen. Sein rothgestreiftes Gilet ward vorn durch Schnüre zusammengehalten, welche die fehlenden Knöpfe ersetzten. Seine Schube ließen die Beine durchschauen. Ein blaugewesener Lumpen umschloß seinen Hals. Ein Bettelsack hing ihm am Gürtel.

Lange, beinahe weiße Haare fielen auf seine Schulter und über sein fahles, entseztlich mageres Gesicht, das von einem ungepflegten, struppigen grauen Barte umgeben war. Wie alt mochte der Mann sein? Zum mindesten mochte er siebenzig Jahre haben.

## 3.

Manche war bei diesem plötzlichen Anblick zu Tod erschrocken.

Auf den Schrecken folgte bald Reugierde. Sie fing an, den Greis zu mustern, der sie seinerseits voll Bewunderung anstarrte. Da bemerkte sie, daß sein Blick wohlwollend und sanft sei, und sie fühlte, daß er unglücklich sein müsse. Mitleid und Erbarmen füllten plötzlich ihr Herz.

Der Mann trat auf sie zu, sie kam ihm entgegen. Sie standen einander gegenüber.

"Sie fürchten sich vor mir, mein schönes Kind?" sagte der Greis sanft und leise. — "Ach nein. Ich war nur so überrascht." — "Ja, Sie erwarteten nicht, hier einen so armen Mann zu finden, wie ich bin. O, ich weiß. Ich mag wohl ein Kind, das mich nicht kennt, erschrecken. Ich bitte Sie recht innig um Verzeihung, Fräulein; aber beruhigen Sie sich, ich bin nicht schlecht oder böse." — "Das sehe ich. Nein, Sie sind nicht böse, Sie sind nur unglücklich." — "Sehr unglücklich." — "Und Sie betteln?" — "Ich muß wohl, wenn ich nicht verhungern will." — "Wie kommt es, daß ich Sie noch nie gesehen habe? Ich kenne doch alle Armen der Gemeinde." — "O!" machte der Bettler sichtlich bewegt. "Sie kennen alle Armen hier? Das beweist, daß sich Alle an Sie wenden."

Das junge Mädchen erröthete.

"Man brauchte Sie ja nur anzuschauen, Fräulein, um zu wissen, daß Sie ebenso gut wie hübsch sind. Sie kennen mich freilich nicht. Ich bin nicht von hier. Ich komme von weit her, ich wandere schon viele Tage. Heute früh war ich schon müde zum Umfallen. Da setzte ich mich unter diese alte Weide und tauchte ein Stück Brod in's Wasser und aß es. Dann schlummerte ich im Grase ein. Und wie ich aufwachte, da standen Sie vor mir. Als ob ein Engel vor mir stünde! Ach gewiß, Fräulein, Sie werden mir Glück bringen." — "Haben Sie noch weit zu wandern?" — "Nein, nicht mehr weit." — "Wenn Sie mit mir in den Hof gehen wollen — ganz nahebei, sehen Sie das Dach? — können Sie ein Stündchen andauern. Jeder, der hinkommt, darf sich erquicken. Und ein Gläschen Wein wird Sie stärken zur Weiterreise." — "Dank schön, Fräulein, dank schön. Ich brauche nicht weiter zu reisen und möchte nur schon angekommen sein."

Das junge Mädchen zog etwas Kleingeld aus der Tasche, das sie dem Bettler mit den Worten reichte: "Ich habe nur das bei mir."

Die Augen des Greises füllten sich mit Thränen.

"Und ich möchte doch den Armen, die Sie schon kennen, nichts entziehen," sagte er. — "Ach, fürchten Sie das nicht; wenn ich kein Geld mehr habe, begehre ich neues. Und ich frage immer. Wenn Sie wieder einmal da vorüberkommen, müssen Sie doch in den Hof kommen." — "Sie wohnen also im Hofe?" — "Natürlich!" — "Wie lieb Sie sind, Fräulein! Darf ich Ihre Hand küssen? So! Freilich werde ich im Hofe vorsprechen. Schon um Sie noch einmal zu sehen." — "Ich werde Sie erwarten!" antwortete das liebe Kind, welches ein seltsames Mitgefühl empfand für diesen unbekannten Greis. — "Wie heißen Sie denn?" — "Blanché." — "Der hübsche Name!" — "Und Sie? Wie heißen Sie?" — "Ich bin der alte Mardeche." — "Sie haben vielleicht Kinder?"

Der Greis erbeute. Dann sagte er zögernd: "Ich... ich weiß es nicht." — "Ich verstehe," sagte das junge Mädchen betrübt. "Sie waren arm, Sie konnten Ihre Kinder nicht bei sich behalten, und Sie wissen jetzt nicht, was aus ihnen geworden ist." — "So ist's, Fräulein, so ist's. Sie haben's errathen." — "Mir thut so leid um Sie!"

"Ja, ich bin auch zu bedauern. Und doch, seit Ihre Augen auf mir ruhen, ist's mir, als wäre ich weniger unglücklich. Gewiß, Sie werden mir Glück bringen, ich fühle das. Wenn ich in der Gegend hier bleibe, werde ich zu Ihnen kommen, Fräulein, und Sie um Ihren Schutz bitten." — "Ach, ich vermag nichts; aber wenn Sie Hilfe brauchen, sage ich nur ein Wort, und Sie haben zwei Freunde im Scuilon: meinen Vater und meinen Pathen." — "Gehört denn der Hof nicht mehr Herrn Jacques Mellier?" — "Sie kennen also Herrn Jacques Mellier?" — "N... nein. Aber vor langer Zeit habe ich einmal von ihm sprechen hören." — "Nun, Jacques Mellier ist noch immer auf dem Scuilonhofe, und er ist mein Vater." — "Ihr Vater!" — "Natürlich, da ich seine Tochter bin."

Der Bettler legte die Hand an seine Stirne und schien nachzudenken.

"Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht," sagte er dann, "muß Herr Mellier fast fünfundsiebzig Jahre alt sein." — "Das ist sein Alter." — "Und Sie, Fräulein, können kaum fünfzehn sein." — "Man hält mich stets für jünger, weil ich klein bin; ich werde bald neunzehn." — "Neunzehn Jahre," wiederholte der Greis, als ob er zu sich selber spräche. "Verzeihen Sie, Fräulein, wenn ich Ihnen erstaunt und neugierig erscheine; ich wußte wohl, daß Herr Mellier eine Tochter habe und daß er Wittwer sei. Aber Sie können diese Tochter nicht sein, denn die war vor zwanzig Jahren schon heirathsfähig." — "Das war Lucile." — "Richtig, Lucile. Jetzt erinnere ich mich des Namens."

Das junge Mädchen sagte traurig: "Ich habe sie nie gekannt. Sie war nicht mehr auf dem Hofe, als ich geboren wurde. Erst voriges Jahr habe ich erfahren, daß Lucile eines Tages — man weiß nicht warum, fortgegangen und nicht wiedergekommen sei. Man glaubt, sie sei todt."

Das Herz des Bettlers zitterte. "Fräulein," sagte er, "darf ich Sie noch etwas fragen?... Ihre Mutter... ist sie auch auf dem Hofe?" — "Ach nein. Meiner Mutter ging es wie Lucile. Ich habe sie auch nie gekannt. Sie starb, als ich auf die Welt kam." — "Wie seltsam das Alles klingt!" dachte der Bettler. Dann setzte er laut hinzu: "Es gab damals einen braven alten Diener auf dem Hofe. Pierre Rouvenat hieß er. Lebte er noch?" — "Gewiß. Und er hat noch gar keine Lust, zu sterben. Er ist mein Pathé." — "Ah! Pierre Rouvenat ist Ihr



Fluchbeladen. Gosh verlor sich mit dem Knaben in einem Seitengäßchen. (S. 102.)



Fluchbeladen. „Du ist's!“ rief der Bettler. (S. 106.)



Königliche Audienzhalle in Varoda. (S. 99.)  
Aus Schlegel's „Indien in Wort und Bild“ (Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther).

Pathe? ... — „Ja. Und wenn Sie eines Tages einen besten, herzlichsten, wohlwollendsten Menschen brauchen, dann wenden Sie sich an ihn. Was immer Sie von ihm fordern mögen: wenn es gerecht ist, wird er es gewähren. O, mein Pathe ist der beste Mensch auf der Welt! Er lebt stets nur für Andere. Ach Gott, ich habe ihn so lieb! ... Nur traurig ist er oft. Gar so traurig! Dann muß ich auch weinen. Und er, er hat mich auch lieb. Manchmal kommt es mir vor — ist das nicht sonderbar? — also ob ich ihn mehr liebe als meinen Vater. Das ist recht

schlecht, nicht wahr? Aber er ist gar so gut! ... Da! sehen Sie dort den Mann, der hieherkommt? Das ist er. Das ist mein Pathe. Ich bin ihm sicher zu lang ausgeblieben, und er ängstigt sich um mich. Ich will ihm entgegenlaufen. Adieu! Und vergessen Sie nicht, daß Sie in den Hof kommen wollen. Sie müssen mir sagen, ob ich Ihnen wirklich Glück gebracht habe!“  
Damit flog das junge Ding davon. Einen Augenblick später lag sie in den Armen Rouvenat's.  
„Wer war denn der Mensch, mit dem Du sprichst?“

fragte er. — „Der ist nicht von hier. Er kommt von weit her, wie er mir erzählte.“ — „Es ist unvorsichtig, mit dem ersten Besten zu schwärmen, Blande.“ — „Bist Du böse?“ — „Nein. Ich gebe Dir nur einen Rath. Es gibt viele schlechte Leute auf der Welt.“ — „Der dort war aber gut. Und so alt, so arm, so unglücklich. Ich habe ihm mein Geld gegeben.“ — „Das war recht.“ — „Sind Sie nun wieder gut mit mir, Herr Pathe?“ — „Um Sie zu küssen, Fräulein Wohlthat!“

# Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Ach Gott, Herr Portier, was sollen wir machen, wir haben den Zug veräumt!“  
Portier: Beim nächste Zug mit so lang schwäha.



„Mach's heut' n bißchen lang, lieber Mann, sonst wird mir die Gans nicht weich!“



Offizier: Warum lößt man denn eigentlich mit dem Weine an?  
Civilist: Das will ich Ihnen sagen. Im Weine liegt Wahrheit und mit der Wahrheit lößt man an.



Zur Zeit der Cholera wurde ein Bantier benachrichtigt, daß sein Kutscher alle Nächte in Gasthäusern herumschwärmte. Er ließ daher denselben rufen und verwies ihm das mit der Drohung, ihn, wenn wieder dergleichen vorkommen sollte, des Dienstes zu entlassen.  
Kutscher: I thät's wohl a net, wenn i net mühte.  
„Wer zwingt Dich denn dazu?“ fragte der Herr verwundert.  
„Jo sehn's, i hob g'hdet, daß die Cholera die meisten Leute bei der Nacht heimführt, und da hob mir holt denkt, daß sie mi nit i' Haus finde mücht, da bin i in die Werthshäuser ganga.“



A.: Das ist eine Noth mit den Diensthoten; lasse ich da durch meinen Knecht Wein abfüllen, saugt mir der Schlingel die Hälfte davon.  
B.: Das kommt bei mir nicht vor, ich seh' mich vor's Haus und der meinige muß pfeifen, so lange das Abfüllen dauert.



Student: Sie sind doch der Löwenwirth selbst, nicht wahr?  
Löwenwirth: Ja.  
Student: Man hat mir gesagt, Sie machten Ihren Gästen so originelle Grobheiten, ich bemerke aber nichts davon.  
Löwenwirth: Ha, do hätt' i viel i'thuan, wenn i jedem Lausbuba a Grobheit mache wollt'.

4.  
Der alte Bettler hatte sich wieder auf den Weg begeben und ging den Fluß entlang, langsam auf Givry zu.  
Er dachte an Blande. „Nein!“ rief er vor sich hin. „Nein, das ist nicht möglich. Dieses liebe Kind kann nicht die Tochter Mellier's sein. Neunzehn Jahre wird sie alt, sagte sie. Vor neunzehn Jahren war aber Mellier nicht verheirathet. Nein, sie ist nicht seine Tochter. Aber sie nennt ihn doch ihren Vater. Pierre Rouvenat ist ihr Pathe. Sollte sie nicht vielleicht die Tochter Lucile's sein? Ihre Mutter soll ja bei ihrer Geburt gestorben sein, und

Lucile ist verschwunden. Ja, ja, es ist so: es ist die Tochter Lucile's. Und Lucile ist todt.“  
Und er schritt weiter. Noch eiliger zuerst. Wie er aber den Ort Givry erblickte, hielt er zögernd an. Es war, als überkomme ihn eine plötzliche Furcht. Er fing zu zittern an, wie er über den Pappeln den Kirchturm erblickte, er athmete schwer und es war, als ersticke er ein Schluchzen.  
Bald aber raffte er all' seinen Muth zusammen und erreichte die ersten Häuser des Ortes. Die Bauern schauten ihm von der Schwelle ihrer Hütten aus nach. Ohne sich darum zu kümmern, durchschritt er das Dorf bis an's Ende.

Vor dem Häuschen, in welchem vormalig der Wolsfordter mit seiner Frau gewohnt hatte, hielt er inne. Der Stod entfiel seiner Hand. Das Häuschen war nur noch eine Ruine, ein Schutthaufen.

Pierre Rouvenat hatte zu Gunsten seines Pothenskindes sämtliche Einrichtungstücke des Häuschens verkauft. Für dieses selber wollte sich aber kein Käufer finden, obwohl man den Preis wiederholt herabsetzte. War doch Genevieve darin gestorben in Verzweiflung, und hatte doch ein Mörder darin gelebt! Müßte es da nicht spuken? — So nahm denn mit der Zeit der Sturm das Dach, der Regen

den Mörkel, der Schnee und der Frost die Mauern, und im Laufe der Jahre wurde das arme, verlassene Häuschen ein Trümmerhaufe.

Der Bettler schaute verwirrt um sich. Er erblickte keinen Menschen. Er schlich um das Gemäuer. Alles war zerfallen, die Balken waren verfault. Er stöhnte dumpf auf. Er stieg durch eines der Fenster in das zerklüftete Innere. Er sprang auf Schutt und Geröll. Er drang über verfaulte Balken in das zweite Zimmer. Was hoffte er zu finden? Nichts. Er wollte nur sehen. Er sank auf die Knie, er barg das Gesicht in den Händen und schluchzte wie ein Kind.

Dann sprang er auf. „O, ich muß Alles erfahren!“ murmelte er.

Schon wollte er sich entfernen. Da kam ihm ein Gedanke. Er tastete an der Wand. Er beugte sich. An einer gewissen Stelle sagte er: „Da ist's. Wenn ich's brauche, will ich wiederkommen.“

Dann verließ er die Trümmer und schritt wieder in das Dorf. Er hielt sich diesmal an den Häusern.

„Ein Almosen, gute Frau!“ sagte er an der ersten Thüre, an welcher ein altes Weib spann. Er hatte dabei die echte klagende Bettlerstimme. Die Alte hob den Kopf, das Mädchen stand still. „Ihr seid hier unrecht, guter Mann,“ sagte sie. „Ich bin sicher älter als Ihr und habe kaum, was ich brauche. Geht zu den Reichen.“ — „Ich bin so müde. Dürfte ich mich nicht ein wenig setzen und ruhen?“ — „Das kann ich Euch nicht abschlagen, Alter.“

Er setzte sich. Das Mädchen kam wieder in Gang. Bei seinem sanften Geräusche sagte die Alte: „Seid Ihr aus der Gegend?“ — „Nein. Ich komme eben her, wie man als armer, alter Bettelmann durch die ganze Welt kommt.“ — „So habt Ihr wohl keine Familie?“ — „Gott, nein. Einen alten Kameraden hätte ich wohl, wenn er noch lebte. Der war in der Gegend hier. Der Ort heißt ja doch Ciry?“ — „Ja wohl, Alter. Ihr seid in Ciry.“ — „Na, und der Kamerad, der war in Ciry.“ — „So?“ — „Ich bin nämlich früher Soldat gewesen, habe in Afrika gedient. Beim Regiment haben wir einander kennen gelernt. Ja, wenn der Alte noch lebt, gibt er mir sicher ein Ruheplätzchen in seiner Hütte. Hab' ihm ja einst das Leben gerettet.“ — „Wie hieß er denn, Euer Kamerad?“ — „Jean Renaud.“

Das Mädchen hielt mit einem Ruck inne.

„Heilige Mutter!“ rief die Alte. „Wie habt Ihr gesagt? Jean Renaud hieß Euer Kamerad? Gott steh' uns bei! Dann hofft Ihr vergebens auf ein Ruheplätzchen, armer Mann. Es gibt keinen Jean Renaud mehr.“ — „Er ist also todt!“ — „Wahrscheinlich.“ — „Weiß man es nicht gewiß?“ — „Wissen wir etwa, was auf den Galeeren geschieht? Denn Jean Renaud ist auf den Galeeren, weil er einen Menschen umgebracht hat, um ihn zu berauben. Ja, ja. Der arme Ermordete ist auf unserem Kirchhofe begraben und Jean Renaud ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden.“ — „Der Unglückliche!“ — „Der Unglückliche? Ja wohl! Aber auch der Abscheuliche! Hat den armen Reisenden mitten durch die Brust geschossen, meuchlings, in der Nacht... Man hat die Sache schon vergessen hier, aber ich, ich habe ein gar gutes Gedächtniß. Und dann — warum sollte ich's leugnen? Ich bin die Freundin seiner Frau gewesen.“

Die Augen des Bettlers funkelten.

„Richtig!“ sagte er mit zitternder Stimme. „Jean Renaud war ja verheirathet.“ — „Mit einem braven Weibe, das muß man ihr lassen. Geneviève war ehrlich, arbeitsam, sparsam, sie liebte ihren Mann, der es so wenig verdiente.“ — „Lebt sie noch in Ciry?“ — „Wer? Geneviève?“ — „Ja, Geneviève, die Frau Jean Renaud's.“

Das alte Weib schüttelte den Kopf.

„Geneviève ist todt,“ sagte sie.

Der Bettler sprang mit einem Schrei auf.

Dann sank er wieder wie gebrochen auf seinen Sitz zurück und rief mit erstarrter Stimme jammernd aus: „Todt! Todt!...“

## 5.

Die alte Bäuerin starrte ihren Zuhörer an, ohne ihn zu verstehen; sie konnte in der That die wirkliche Ursache seiner Verwirrung nicht wissen.

„Ich erzähle Ihnen da traurige Geschichten, nicht wahr?“ sagte sie dann wieder. — „Ja wohl! Sehr traurige!“ — „Sie können mir's glauben oder nicht: aber wenn ich an all' diese Sachen denke, so überläuft mich noch heute ein Schauer.“ — „Und ist's schon lange her, daß die arme Frau Jean Renaud's gestorben ist?“ — „Der Abscheuliche! Die hat er ebenfalls gemordet!“

Der Bettler fuhr auf. Aber durch eine kräftige Anstrengung bezwang er sich wieder.

Denn Geneviève ist zwei, drei Tage nach seiner Verurtheilung gestorben,“ fuhr die Bäuerin fort. „Ich war bei ihrem Tode...“ — „Ah! Sie sind dagewesen, bei ihr, als sie starb! Sie haben sie sterben sehen!“ — „In meinen Armen hat sie den letzten Seufzer ausgehaucht.“

Der Bettler faltete die Hände und murmelte vor sich hin. Es klang wie ein Gebet. Dann hub er an: „Sagen Sie mir, gute Frau, war die Arme nicht guter Hoffnung?“ — „Freilich war sie's.“ — „Dann,“ machte er zögernd, „dann ist das Kind todt zur Welt gekommen?“ — „Warum nicht gar. Es lebte ganz schön.“ — „Heiliger Gott!“ — „Ja, es war auch ein ganzes Wunder.“ — „Und dieses

Kind, o sagen Sie, reden Sie! dieses Kind, es lebt?“ — „Es lebt.“ — „Jesus!“ rief der Bettler. Und er schluchzte heftig unter Thränen.

Und abermals betrachtete ihn das alte Weib mit Erstaunen. „Schau, Schau, mein Alter,“ machte sie, „wie weicher Sie sind!“

Er suchte sich rasch zu fassen. „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Jean Renaud als meinen besten Kameraden liebte. Und dann... ich habe auch einmal ein Weib gehabt, ein Kind. Ich habe sie so gern gehabt und habe sie verloren... Soll ich da nicht weinen?...“ Und er ließ seinen Thränen wieder freien Lauf. — „Armer Mann!“ flüsterte das Weib. — „Es handelt sich aber da nicht um mein eigenes Leid,“ fuhr er fort, „und um meinen eigenen Schmerz, sondern um das Kind der armen Geneviève. Ist es ein Knabe?“ — „Nein, ein Mädchen.“ — „Ah! ein Mädchen also! Sie ist groß, sie ist stark, sie ist schön, nicht wahr?“ — „Schön? Das ist sie in der That. Groß, stark? nicht sehr. Aber's ist die lieblichste kleine Kreatur, die man sich denken kann.“ — „Sie ist sicher recht unglücklich, man sieht sie scheel an, nicht wahr? Natürlich! Das Kind eines Sträflings!“ — „Sie scheel angesehen! Warum nicht gar... Man schämt sie, man achtet sie im Gegentheil, und alle Welt liebt sie.“ — „Das ist recht, das ist recht! O, es gibt doch noch gute Leute auf Erden. Trotzdem aber kann die Tochter der armen Geneviève nicht glücklich sein, mein gutes Weib.“ — „Weßhalb nicht?“ — „So hübsch sie auch sein mag, muß sie sich nicht grämen bei dem Gedanken, die Tochter eines Mörders zu sein?“ — „Ja, wenn man ihr das an die Nase gebunden hätte! Aber ich bin sicher, daß sie nicht einmal den Namen Jean Renaud's kennt.“ — „Wie? Man hat ihr nicht gesagt, wer ihr Vater ist?“ — „Ebenso wenig, wer ihre Mutter war. Man hat ihr Alles verschwiegen.“ — „Aber warum denn?“ — „Damit sie sich nicht gräme.“ — „O, ich verstehe!“ — „Und sie wird auch nie etwas erfahren. Niemand würde es wagen, auch nur ein Wort zu ihr zu sagen, das ihr eine Thräne entlocken könnte.“ — „Wer hat sich denn ihrer so angenommen?“ — „Reichere Leute als wir Beide sind, mein guter Mann.“ — „Wohnt sie in Ciry?“ — „Nein. Ein hiesiges Weib war nur ihre Amme. Mit zwei Jahren wurde sie schon fortgebracht.“ — „Wohin denn?“ — „Wozu soll ich Ihnen das sagen? Sie können sie doch nicht besuchen.“ — „Das ist wahr. Ich vergaß... ich kann mich ihr nicht vorstellen als Kamerad ihres Vaters, da sie ja nicht weiß, daß Jean Renaud ihr Vater ist. Mit zwei Jahren also wurde sie schon fortgebracht, sagten Sie?“ — „Ja. Und da sie damals schon hübsch war wie ein Engel, hatte man sie gleich lieb und verhätschelte sie, als ob sie ein Prinzesschen sei. Nichts war schön genug für sie. Sie fühlte es nie, daß sie keine Mutter hatte. So wuchs sie auf, unter Lachen und Glück, wie ein kostbares Pflänzlein unter einer wärmenden Sonne. Und heute ist die Tochter Geneviève's und Jean Renaud's ein vornehmeres Fräulein.“

Der Greis horchte gierig, mit vorgestreckten Händen, blühenden Augen, offenem Munde; er sog die Worte der Alten ein wie erfrischendes Quellwasser.

„Und sie verbiente auch ihr glückliches Geschick,“ fuhr die Alte fort, „denn sie ist ebenso gut als schön.“ — „Du lieber Gott!“ murmelte der Bettler. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß ein so elender Mensch noch so viel Freude fühlen könne!“

Er erhob sich und drückte der Alten die Hand. „Nur Eins sagen Sie mir noch, meine gute Frau. Wie heißt die Tochter Geneviève's?“ — „Sie heißt Blanche.“ — „Blanche!“ rief er und fuhr mit seinen Händen nach dem Herzen. „O!“ setzte er zitternd hinzu, „wundern Sie sich nicht, daß... daß ich wieder weinen muß... Ich... ich habe auch ein kleines Mädchen gehabt, das... das Blanche hieß!... So! Und jetzt habe ich genug gerasst. Jetzt will ich wieder weiter wandern. Schönsten Dank, meine gute Frau; schönsten Dank für Ihre Gastfreundschaft.“

Und er nahm seinen Hut auf, drückte ihn über die Augen und wandte sich zum Gehen. Noch einmal aber wandte er sich um und sagte: „Schönsten Dank!“ — „Adieu, Alter. Aber ehe Ihr geht, sagt mir doch, wie Ihr heißt?“

— „Ich? Ich heiße Marboche.“

Und der Bettler wanderte weiter, weiter in's Dorf hinein. Ihn hungerte. Er trat in ein Wirthshaus und verlangte zu essen. Der Wirth schaute diesen seltsamen Gast von der Seite an.

„Sie meinen wohl, daß ich nicht bezahlen kann?“ sagte Marboche trübe und zog einige Silberstücke aus der Tasche. „Da, sehen Sie, ich kann mir wohl ein Stück Brod und ein Glas Wein vergönnen, dessen ich sehr bedürftig. Ich trinke ihn freilich nicht alle Tage. Und das Geld da kommt von dem guten Fräulein aus dem Seuilon. Sie hat mir's geschenkt.“

Der Wirth schämte sich, stammelte ein paar Worte und bediente den Armen. Nachdem dieser gegessen und getrunken, fragte er nach der Zeche. Der Wirth aber wollte nichts annehmen und setzte als Erklärung hinzu: „Behaltet nur Euer Geld und laßt Euch ein Paar neue Schuhe; denn dazu hat's Euch Fräulein Blanche wahrscheinlich gegeben. Denn hier zu Lande, mein Guter, braucht ein Unglücklicher nur den Namen des Fräuleins vom Seuilonhose auszusprechen, um überall offene Thüren zu finden. Behaltet also Euer Geld, und wenn Ihr noch einmal durch Ciry kommt, kehrt nur wieder ein bei mir.“ — „Ihr

habt also das Fräulein vom Seuilonhose Alle sehr lieb?“ — „Das will ich meinen. Ich aber habe sie noch lieber als die Anderen.“ — „Weßhalb denn?“ — „Weil meine alte Mutter, die Gott sei Dank noch lebt, ihre Patzin ist.“

Der Bettler wankte und Thränen traten ihm in die Augen. Sein Herz überströmte. Aber er bezwang seinen Schmerz und seine Freude und verließ die Schenke mit kurzem Danke.

Er schritt gegen den Wald von Senece zu. Er ging sicher, er mußte die Gegend kennen. Es war schon spät, als er dort ankam. Er drang in's Dickicht und ließ sich unter einer Eiche nieder. Und abermals erleichterten Thränen sein Herz.

Was suchte er im Walde? Wollte er sich verbergen? Wozu? Er wußte gut, wie zerstört und unkenntlich sein Aeußeres geworden war in jahrelangem Elend, so daß Niemand in dem Bettler Marboche den Jean Renaud von einst wiedererkennen mochte.

Oder fürchtete sich der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte Mann vor den Gendarmen? Nein.

## 6.

„So habe ich sie also gesehen!“ dachte er, das Haupt in die Hände geborgen. „Sie hat sich nicht gefürchtet vor mir; sie hat mit mir geredet, ich habe ihre süße Stimme gehört, ihre lieben Augen haben mich angeschaut und sie hat mich beschenkt; alles Geld, welches sie hatte, hat sie mir gegeben. Ich habe einen Kuß auf ihre Hand gedrückt und sie hat es erlaubt. Und wie sie fortging, hat sie gesagt: „Kommen Sie wieder, um mir zu sagen, ob ich Ihnen Glück gebracht habe!“ Und dieser Engel, den ich bewunderte, ist das Kind der armen Geneviève, ist mein Kind!... Mein Kind! Und mein Herz errieth es nicht an seinem heftigen Schlagen! Sie sagen, daß alle Welt sie liebt. Das glaub' ich wohl!...“

Pierre Rouvenat hat sein Versprechen wohl gehalten; er hat die Waise nicht verlassen, er hat ihr Pathe werden wollen, und wenn Blanche Herrn Mellier ihren Vater nennt, so hat das sicher auch Rouvenat so eingerichtet? Sie haben ihr den Namen ihrer Eltern verheimlicht, sie haben einen Schleier über ihre Geburt geworfen... Das war eine gute Idee, das war recht! Und ich sollte ihr den Irrthum nehmen? Ich sollte ihr sagen: Dein Vater ist Jean Renaud, ist ein Mörder, ist ein Sträfling, Dein Vater bin ich? Wie alle Anderen, wie Geneviève selber würde sie mich entsetzt zurückstoßen, würde mich fluchen, denn auch heute noch kann ich nicht sagen, kann ich nicht beweisen, daß ich kein Mörder bin. Nein, nein, lieber sterben, als ihr das anthun! — Sterben? Als ob ich nicht schon todt wäre! Es gibt keinen Jean Renaud mehr, ich bin der Bettler Marboche!...“

Worüber beklage ich mich denn? Hat der liebe Gott nicht Erbarmen mit mir gehabt? Er hat mir meine arme Geneviève genommen, aber er hat mir dafür ihr Kind, mein Kind gegeben. Ich kann sie öfters sehen, kein Mensch wird mich daran hindern, und ohne daß sie es ahnt, darf ich sie aus voller Seele lieben. Und es wird keine Lüge sein, wenn ich melde: Fräulein Blanche, Sie haben dem alten Marboche doch Glück gebracht!“

Er zog ein kleines, zusammengewickeltes Tuch aus der Tasche, das er sorgfältig öffnete. Gold blinkte ihm entgegen. Er zählte seinen kleinen Schatz: es waren acht Zwanzigfrankenstücke.

„Um das Geld nicht anzugreifen, welches man mir da unten mitgegeben hat, habe ich den ganzen Weg entlang gebettelt. Ich sparte es für Geneviève. Jetzt habe ich das Recht, es zu verwenden. Ich werde den Rath des Wirthes von Ciry befolgen, ich werde mir Schuhe und ein Beinkleid kaufen. Ich muß doch ordentlich aussehen, wenn ich mein Kind besuche!“

Er verbarg wieder sein Geld, und da die Nacht gekommen, machte er sich ein Lager aus Zweigen.

Am nächsten Morgen fand ihn die aufgehende Sonne auf einem Felsenhaufen, von dem er das Thal der Sableuse überjah, in Morgennebel gehüllt. Links entdeckte er Freimicourt, rechts Ciry, und gerade vor sich die hohen Bäume des Seuilonhoses.

„Ja,“ murmelte er, „hier will ich mich ansiedeln. Hier will ich wohnen bleiben. So oft der Tag anbricht, will ich aus meinem Loch kriechen und werde das Dach sehen, unter welchem sie schlummert. Eine Grotte zwischen den Felsblöcken soll die Wohnung des alten Marboche sein. Da werde ich doch mein eigener Hausherr,“ sagte er sich. „Das ist besser, als in Scheunen oder Ställen schlafen.“

Beruhigt über seine künftige Stätte, ging Marboche wieder in den Wald zurück, wo er einen Strauß wilder Blumen pflückte, den er mit grünen Blättern umgab, mit einem Pflanzenzweig zusammenband und in's Thal hinaustrug.

„Sie liebt die Blumen,“ sagte er sich. „Wenn sie aufwacht, wird sie diesen Strauß finden.“

Er wollte denselben einer Magd oder einem Knechte in der Nähe des Hofes übergeben. Da er aber Niemanden fand, mußte er in den Hof selber treten. Dort fand er Rouvenat, sein Pfeifen rauchend. Marboche zitterte und wollte zurückweichen. Aber Rouvenat hatte ihn schon gesehen. Er mußte vorbeischießen. „Mein Herr!“ sagte er. „Ich bringe nur diesen Strauß da.“ — „So?“ sagte Rouvenat. „Und für wen denn?“ — „Für das Fräulein, welches die Blumen so gern hat.“ — „So sind Sie also

der Mann, welchen Fräulein Blanche gestern begegnet hat am Flusse?" — "Ja. Das war ich." — "Sie hat mir davon erzählt. Sie wird sich freuen über die Blumen. Aber sie ist noch nicht auf. Wenn Sie warten wollen, können Sie ihr dieselben selber übergeben." — "N... ein. Danke. Warten kann ich nicht. Vielleicht würden Sie die Güte haben... ihr den Strauß zu geben vom... vom alten Marboche! Und, nicht wahr, ich darf manchmal hieherkommen?" — "Das versteht sich, Alter. So oft Ihr wollt." — "Irre ich mich nicht? Sind Sie vielleicht der Herr Pathe des Fräuleins?" — "Hat Fräulein Blanche Ihnen von mir erzählt?" — "Ja. Daß Sie der beste Herr der Welt seien. Ich küsse die Hand, Herr Rouvenat. Auf Wiedersehen!"

Damit entfernte sich Marboche schnell. "Er hat mich nicht erkannt!" murmelte er dabei und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Rouvenat kehrte mit den Blumen in's Haus zurück, stieg in den ersten Stock hinauf und pochte leise an die Thüre Blanche's. Das junge Mädchen erschien im weißen Morgenkleiden auf der Schwelle. Sie war eben aufgestanden. Sie jubelte auf über die Blumen. Sie meinte, Rouvenat habe dieselben gepflückt. Der sagte ihr aber lächelnd, der alte Bettler Marboche habe dieselben gebracht und sei wieder fortgegangen.

"Er wird aber wiederkommen?" rief sie. — "Er sagte es. Du interessierst Dich also sehr für ihn?" — "Und wie! Ich habe gestern fortwährend an ihn gedacht, und heute Nacht ist er mir in einem garstigen Traume erschienen." — "Du hast also oft garstige Träume, Kleine?" — "Ach nein, Pathe. Aber heute Nacht... hör' zu: Mir träumte, ich befände mich am Flußufer und pflückte Blumen. Plötzlich sah ich Schlangen, abscheuliche Schlangen auf mich zu kriechen. Ich stieß einen Schrei aus und wollte davonlaufen. Aber die schrecklichen Thiere hatten schon meine Füße umwunden. Und ihre Körper wuchsen höher und ihre Köpfe berührten schon mein Gesicht. Ich gab mich verloren. Da kam plötzlich der alte Bettler dazu und hieb den Schlangen mit seinem Stöcke die Köpfe ab... Da wachte ich auf, Alles war verschwunden und ich lag in meinem Bette. Dann schlummerte ich abermals ein. Da war es, als ob Sie, Pathe, über die Wiesen gingen. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, schlich hinter Ihnen her und erhob den Arm. Er hatte ein Messer in der Hand und wollte zustoßen. Aber wieder war der alte Marboche zur Stelle und wieder hieb sein Stöck den bösen Menschen zu Boden!... Das war mein Traum, Pathe. Ein garstiger Traum, nicht wahr?" — "Ja wohl, mein Kind. Wie gut, daß Du selten träumst!" sagte er, sie auf die Stirne küssend. — "Nicht wahr, Pathe, wenn der alte Bettler kommt, muß man ihn gut empfangen?" — "Natürlich, da er Dein Schützling ist!" — "Und mein Freund. Denke nur, er hat mir gesagt, daß ich ihm Glück bringen werde!" — "So wie Du Allen Glück bringst, die Dir nahe kommen, meine Liebe: Dein Lächeln macht Freude, Dein Auge macht glücklich. Aber jetzt bleibe Dich an. Auf Wiedersehen!" Und Rouvenat verließ die Stube. Das junge Mädchen athmete den Duft der frischen Waldblumen ein. "Armer Marboche!" murmelte sie. "Er hat an mich gedacht... Habe ich ihm vielleicht schon Glück gebracht?" (Fortsetzung folgt.)

### Interessante Bücher.

Als ein Werk, das eigentlich in keiner Familienbibliothek fehlen sollte, besonders da dessen Anschaffung allmählich und leicht geschehen kann, darf wohl mit Recht die „Flora von Deutschland“ (Verlag von Dr. Eugen Köhler in Gera) empfohlen werden. Das große Werk — es ist berechnet auf 15—18 Bände — erscheint jetzt in fünfter Auflage, herausgegeben von den Professoren Dr. D. F. L. Schlechtendahl, Dr. E. E. Langenthal und dem Zeichenlehrer Dr. Ernst Schenk, revidiert, verbessert und nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen bereichert von Dr. Ernst Haller. Diese Botanik ist sowohl was Text, als auch was die Illustrationen anbetrifft, gleich sorgfältig ausgearbeitet. An Reichhaltigkeit der Bilder dürfte sie unübertroffen dastehen und die Erläuterungen sind übersichtlich, leichtverständlich und gut orientierend. Bis jetzt liegen zwei Bände vor, deren erster die Gefäßkryptogamen, deren zweiter Coniferen, Rajadeen, Taphaceen, Aroiden u. c. enthält. Beide Bände sind mit wahrhaft künstlerisch fein gezeichneten und höchst gewissenhaft kolorierten Tafeln durchsetzt, pro Band etwa 80 solcher Tafeln. Der Preis ist ein verhältnismäßig sehr billiger. Für Gärtner, Floristen, Gutsbesitzer und Gartenfreunde ist dies Werk ein unentbehrliches Hülfsmittel und Nachschlagewerk. — Ferner möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die „Illustrierte Kulturgeschichte“ von Karl Paulmann (Verlag von A. Hartleben in Wien & Leipzig) lenken. Das Werk erscheint in Lieferungen, seine Anschaffung ist daher sehr erleichtert und ist seiner vollständigen Darstellung nach für alle Stände berechnet. Der Druck und die Ausstattung sind schön, vierzehn Tafeln in Farbendruck, mehrere Facsimilebelegen und gegen dreihundert in den Text gedruckte Illustrationen werden die Darstellung unterstützen, ergänzen und das Verständnis des Inhaltes wesentlich erleichtern. Wir möchten daher das interessante Werk warm empfehlen; es wird in die Familienbibliothek des deutschen Bürgerlandes sich schnell Eingang verschaffen und zu den belehrenden Schätzen dieser gehören.



## Humoristische Blätter

### Anekdoten und Witze.

#### Der Löwenjäger.

Die Szene ist ein Pariser Kaffeehaus, in welchem eine Anzahl Herren zusammengekommen war, um Freund Barbasson, der kürzlich aus Algier zurückgekommen, festlich zu bewirthen. Barbasson führt das große Wort und erzählt wahrhaft haarsträubende Geschichten.

„Ist es wahr,“ wird er interpelliert, „daß die Löwen dort so zahlreich sind, wie die Hasen auf der Heide?“ — „Das ist genau so, und dabei sind sie durchaus nicht blutdürstig und scheu; sie kommen dem Jäger ordentlich entgegen, wie die Lerche der Lockpfeife. Paff! da liegt er.“

„Und hast Du welche geschossen?“ — „Welche Frage! Man geht nach Algier und schießt keine Löwen!“

„Erzählen, erzählen!“ rief einstimmig die Gesellschaft. „Gut, ich erzähle. Eines Tages verließ ich bei Tagesgrauen Constantine, meine Büchse im Arme. Kaum fünfhundert Schritte von der Stadt erblickte ich am Rande eines Gebüsches zwei Augen, zwei große, glänzende, auf mich gerichtete Augen. Aha, warst, mein Räthchen! Der Kolben liegt an der Wange und bauch! da streckt die Kreatur alle Biere in die Luft. Ich grüße den edlen Leichnam und schreite fürdaß. Doch, was ist das, kaum einen Büchsenhieb von mir? Zwei andere große, glänzende Augen, die mich anstarren. Du sollst, denke ich mir, mit dem andern ein Paar machen, und piff, paff! auch der zweite verreckt zu meinen Füßen. Dießmal gehe ich ohne Gruß weiter. Aber, heiliger Hubert, treibst du denn heute alle Löwen mir entgegen? Wieder starren mich ein Paar Löwenaugen an und wieder reiße ich meine Büchse von der Schulter...“

„Da soll doch das heilige Donnerwetter drein schlagen,“ rief ein Zuhörer ganz erobert, „wenn Du den dritten Schuß thust, so darfst Du heute nichts als Wasser trinken!“

Und Herr Barbasson jagte ganz kühl und besonnen: „Ich habe das vorausgesehen, habe darum die Waffe auf die Schulter geworfen und bin nach Constantine zurückgekehrt.“

### Verteidigung.

Sepp: I hilt, Herr Richter, der Michel da hat mir die halben Forellen aus mein'r Weiber g'stoh'n.

Richter: Was haben Sie dagegen vorzubringen?

Michel: Daß es gar keine halben Forellen gibt.

### Wer die Wahrheit hören will.

Eine sehr nervöse, ewig kränkelnde Dame sollte Bad Ems besuchen, verlangte aber von ihrem Hausarzt, daß derselbe den Ems'er Badearzt auf's Genaueste über ihre Krankheit instruiere. Der Hausarzt gehorchte und händigte der Dame bei ihrer Abreise einen Brief an den Kurarzt ein. Unterwegs konnte die Kranke der Versuchung nicht widerstehen, den wirklichen Grund ihrer Leiden zu erfahren, und erbrach den Brief. Derselbe enthielt Folgendes:

„Lieber Herr Kollege! Ich schicke Ihnen hier einen weiblichen verschrobeneu Pavian, mit allen Untugenden seiner Rasse ausgestattet. Nehmen Sie diesen Quälgeist tüchtig in's Gebet. Sie hat eine Gesundheit wie ein Rhinoceros und einen enormen Geldbeutel.“

Die Gesellschaftlerin der Dame, welche das Gesicht derselben während des Lesens beobachtete, fiel in Ohnmacht.

### Das bewußte Haar.

Ein Lebemann sagte jüngst zu seinem Freunde: „Als ich noch jung war, hing es an einem Haare, daß ich Rindch wurde.“

„An dem Haare — einer Frau vermuthlich,“ war die Antwort.

### Die Vergnügungspartie.

Ein Reisender kam in einem Gasthof an, als der Wirth einen jungen Menschen durchprügelte. Der Reisende fragte, ob dieser sein Sohn sei.

„Nein,“ versetzte der Wirth, „es ist mein Neffe, der sich einige Tage zum Vergnügen bei mir aufhält.“

### Der lichte Augenblick.

Am Krankenbette einer jungen Frau, welche in Fieberphantasie lag, saßen die Doktoren A. und B. und beriethen über den Krankheitsfall. Die Kranke richtete sich plötzlich auf und rief:

„Doktor B. ist ein Gef.“ — „Sehen Sie, Herr Kollege,“ sagte der Aender im Tone der Ueberlegenheit, „habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, die Kranke habe lichte Augenblicke?“

### Anagramm.

Es ist ein Thier, geschimpft und doch geschätzt; Wenn man die Zeichen anders setzt, Kennt es des Burken tägliches Vorkommen. Des Herrn gefäll'ges Neup're zu erheben.

### Auflösung des Räthfels Seite 84:

Uhr.

### Bilderräthsel.



### Auflösung des Bilderräthfels Seite 84:

Laß dich um Schweigen tadeln, doch nie um Reden schelten.

### Kleine Korrespondenz.



Hrn. August Schramm in Pelota, Rio grande do Sul. Versuchen Sie es durch Tränken mit einer Galläpfelabkochung und nachher Durchziehen durch eine Lösung von Eisenvitriol, schwefelsaures Eisen. Querschnitt mit einem Stück des Stoffs.

Hrn. D. Balher in R. Ihre Theilnahme und Ihr schönes Gedicht hat uns sehr gefreut. Aus naheliegenden Gründen können wir aber die Verse nicht abdrucken.

Hrn. E. Conker in Schw. Durch orthopädisches Heilverfahren.

Hrn. E. Olsen in Kopenhagen. Wer sonderbare Dünngläser von verschiedenen Dimensionen liefert und wo man seine Sammetröhren für Photographieren bezieht? Wir denken, Beides läßt sich leicht in einer so großen Stadt erhalten. Wir werden Ihnen einlaufende Adressen zusenden.

E. S. in Erfurt. Bei B. F. Voigt in Weimar ist eine billige Anleitung für Tabakfabrikation erschienen.

H. 4. in W. 1) Vorsichtiges Bleichen mit verdünntem Ammoniak, Salmiakgeist; gelingt selten. 2) Marg, Kompositionsküche, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hrn. A. Wellauer in H. 1) Das Brechen der Stimme zu beschleunigen, ist gefährlich; man ruinirt die sich etwa bildende dadurch sicher. 2) Fragen Sie dort nach, wo Rauchkutschentischen zu haben sind, in Meerschaaarenhandlungen.

Hrn. O. P. in Bremen. Wir rathen Ihnen nicht, zu gehen, bevor Sie ausgeleert haben. Sogar Brugnisse des Lehrers sind nöthig.

H. A. aus A... m. In der „Briefmarkenzeitung“, welche in Leipzig erscheint, finden Sie im Annoncentheil viele solcher Adressen.

Hrn. E. K. in St. 1) Wir wissen es nicht. Vielleicht kennt einer unserer Leser einen deutschen Beamtenverein. 2) Die zweite Frage kann nur ein Bankier beantworten. Sie finden in St. gewissenhafte Geschäftsleute genug.

Hrn. G. L. in Bingen. Zu leicht. Besten Dank für die freundliche Einleitung.

Wichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Räthseln u. c. sind uns zugekommen von: Arn. Josephine Wanker, Wien; Antonie Rajeczky, Privitz; Pauline Zsch, Ulm; Josephina Kurnigg, Marburg; Pauline Stüwer, Paderborn; Mina Bohne, Annaberg; Frau Anna Bromber, Brann; Hr. A. Auer, Wien; F. Wette, Göttingen; J. Leber, Wotegrod (Rußland), Beides richtig; Ed. Bienenwald, Warmbrunnen; H. Dahn, Rumbach; R. Rosch, Leipzig; O. Mery, Berlin; John G. Remel, J. Alenvisch, Reutischlein; J. Moittler, Pest; J. Solibersuch, Brieg; A. Conker, Schw. J. Fischer und A. Rehner, Oels-Arnau; S. Amar, Pest; J. Schreiber, Pest; G. Schilling, Plagwitz-Leipzig; A. Antlauf, Brieg; J. Dehmelt, Hirschberg; G. Hoppe, Celle; W. Olsdorf, Rdn; A. Heller, Holisch; R. Blumenthal, Prag; S. H. Wien; J. Schultze, Gießen; A. Heller, Innsbruck; H. Baumgarten, Troppau; R. Holzer, Wien; O. Klud, Bernau. Z. M. 1880 von A. Römer erschienen, als Buch unter gleichem Titel bei Ed. Hallberger in Stuttgart.

Abonnent G. in Mannheim. Beide Schreibarten sind gleich richtig — doch ist jetzt gebräuchlich: „In Erwiderung“.

Hrn. A. W. in H. Garica Papaya beziehen Sie durch W. Rölle & Comp., Kunstgärtner in Augsburg.

Hrn. H. Jacobs in Giberfeld. Daß finden Sie in C. Ruk, Hauswirthschaftslexikon, Breslau, Treverndt. Der Raum hier genügt dazu nicht.

Hrn. Baumgarten in Tr. Ohne nähere Angabe der Umstände nicht möglich, zu beantworten.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

### Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Der erste Gottesdienst in einer neuen Synagoge. — Venezianische Perlenindustrie. — Was Prinzip, Robellotte von Reinhard Dalk. — Empfangshalle in Vordob. — Flucheladen, Roman nach Emile Richebourg von Emil Dacano. Fortsetzung. — Interessante Bücher. — Humoristische Blätter. — Anagramm. — Bilderräthsel. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Die „Donna Anna“. Ueber Bord. — Der erste Gottesdienst in einer neuen Synagoge. — Venezianische Perlenindustrie, Gemälde von G. von Doanen. — Flucheladen: Gold verlor sich mit dem Anaben in einem Seitengäßchen; „Da ist's!“ rief der Bettler. — Rührliche Audienz in Vordob. — Aus unserer humoristischen Kasse, Originalzeichnungen.

## Ankündigungen.

Die fünf gepaltene Kompositionelle 60 Pfg.

In achtter Auflage ist für junge Männer in allen Buchhandlungen zu haben:

## Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht

oder: Die Kunst, wie sich junge Männer durch ein kluges Benehmen die Neigung des weiblichen Geschlechts erwerben und dauernd erhalten können. Nach 24 Umgangs- und Klugheitsregeln vom vierzigsten Jahre in der Reihe der 20 Briefe.

Von Dr. Oberhardt, Professor.  
Sechste Auflage. — 2 M. 5  
Erfolgreiche Vergrößerung in Dresden.

## Mühlenkamp bei Hamburg.

Nein an der Küste liegender reizender Sommerausflugsort, der Dampfboot und der Pferdebahn in 25 Minuten zu erreichen, ist vom 1. Mai 1883 ab in Fahrt zu haben. Reisetanten haben Zeit, sich von den Pfingsten bis September anzusehen und mit 1. J. Chiffren zu machen.  
J. J. Gerlig, Hamburg.Bode & Trone, Hannover,  
Fabrik feuer- und diebessicherer  
Geldschränke.

empfehlen:

Diebstahlsichere  
Kassettenelegant gearbeitet, blank  
und poliert, mit Schlüssel.

Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40

Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30

Höhe cm. 6 8 8 10 11 12 14

Preis M. 9,50 10,50 13,50 19,50 24 32 40

inkl. Verp. in einer Kiste.

Nicht leicht und zum Festhalten auf  
einem Tisch oder in einem Schrank einge-  
richtet.

Nr. 1 2 3 4 5 6 7

Preis M. 11,50 12,50 15,50 21,50 27,50 35,50 44

164 Preisverzeichn. gratis u. franko.

C. W. Möller, Hofl., Berlin, Alexanderstr. 40.

Der, aus gr. Prager-Kanalarium mit 200 Ab-  
bildungen über alle Raubthiere, sowie  
Schildepatt. u. Giftthiere, gratis u. franko  
nach allen Himmelsgegenden der Welt! 171

## Jagdgewehr

in Verkauf und Centralvertrieb, Jagdartikel,  
Patrone etc. empfiehlt die Waffenfabrik vonS. B. Grismann, Solingen.  
Preislisten versende franko u. gratis.

Der Haarschwund.

Aerztlicher Rathgeber bei allen Krank-  
heiten der Haare, sowie der Kopfkrank-  
heiten, anatomische, physiologische und patho-  
logische Beobachtungen am menschlichen  
Kopf, sowie die rationelle  
Pflanze des gesunden u. kranken  
Text, deutsche u. französische Ausgabe,  
beide vom Verfasser.

Edm. Bühler, Leipzig.

Kork-  
Büchse bei Wernthausen.

113

113

113

113

113

113

113

113

113

113

113

113

113

## „Ist meine bisherige Schreibfeder auch für meine Hand passend?“



So sollte sich Jeder fragen, dem daran liegt, die Schreibfähigkeit seiner Hand zu erhalten. Wie schwer es ist, eine für die Hand passende Feder zu finden, ist bekannt. Was ist die Ursache? Es existiren zu viele Sorten, zu viele unangenehme Formen und zu viele Federn in geringer Qualität. Unter den guten und weniger guten Stahlfedern, welche seit Beginn der Stahlfederfabrikation bis heute planlos in vielen Tausend verschiedenen Formen in Verkehr gebracht werden, ist eine rationelle Auswahl nicht möglich. Der Schreibwarenhändler vermag seinen Federvorrath nur nach seiner Erfahrung von der Gangbarkeit einzelner Sorten oder nach dem interessanten Rathe der Lieferanten zu wählen. Kein Wunder, dass die Ansprüche des Publikums unbefriedigt bleiben, da es sowohl bei den Fabrikanten als auch bei den Händlern an festen Anhaltspunkten für die Auswahl einer richtigen Feder noch gänzlich fehlt. Soll diesem Uebelstande abgeholfen werden, so muss die Stahlfederfabrikation aufhören, das wichtigste Werkzeug des Menschen als Modartikel zu behandeln, sie muss Rücksicht nehmen auf die Schreibgewohnheiten der Hand und dem Publikum bei der Auswahl mit sachkundigem Rathe beistehen, anstatt es mit einer Unmasse von Sorten und zwecklosen Formen und Benennungen zu verwirren. Zur Bethätigung der wünschenswerthen Reform auf diesem Gebiete übergebe ich hiermit ein gänzlich neues System von elastischen Schreibfedern der Öffentlichkeit. Die Federn bilden in nur 5 Grundformen eine Auswahl für alle Schreibzwecke und alle Eigenheiten der Hand. Sie sind einzig und allein nach den Forderungen ihres Zweckes als Schreibwerkzeug konstruirt, und jede bloss für's Auge berechnete Formgebung oder einschmeichelnde Benennung ist dabei vermieden.

F. Soennecken, Bonn.

Jede Schachtel ist  
mit dieser Fabrik-  
marke und jede Feder  
mit dem Namen  
F. Soennecken  
versehen.

Jeden Sortiment enthält 15 verschiedene Federn, die alle für die betreffende Schreibgewohnheit berechnet sind; man wird darunter unbedingt eine für die Hand vollständig passende Feder finden.

Wer mit steiler Federhaltung klein und mittelstark schreibt, wählt Sortiment Lit. B, wer mittelgroß und mittelstark schreibt, wählt Sortiment E u. s. w.

Soennecken's Schreibfedern repräsentiren das Beste, was die Stahlfederfabrikation zu leisten vermag.

Urtheile: Leipz. Illustr. Ztg. v. 5. Mai 1880. „Es ist wohl überflüssig, erst noch hervorzuheben, wie sehr Soennecken als Autorität in diesem Fach anzuerkennen ist; die Vorzüge des von ihm aufgestellten Systems werden ohnehin von selber einleuchten.“

Papier-Zeitung v. 1. Januar 1880 (das erste Fachorgan dieser Branche in Deutschland): „Zuerst das Wesen der Krankheit auf diesem Gebiete erkannt zu haben, ist ein Verdienst, das wir unbestritten und gern dem Herrn F. Soennecken in Bonn zuerkennen.“

Vorräthig in allen soliden Schreibwarenhandlungen, wo nicht, werden direkt nach Bonn gerichtete Bestellungen prompt erledigt. Versandt bei Beträgen von über 1 Mark franko gegen franko. Bei kleineren Beträgen wolle man Porto beifügen. Illustr. Preisliste auf Wunsch gratis.

195

## PLAN FÜR DIE AUSWAHL DES SORTIMENTS

Federhaltung

steil gestreckt

keine Schrift Mittlgr. Schrift Große Schrift

dünn mittel dick dünn mittel dick dünn mittel dick

Sortiment

A B C D E F G H I K L M N O P Q R S

Preis eines Sortiments  
(15 Federn) 30 Pfg.Feinpolierte  
Holzfederhalter  
zu diesen Federn passend.  
Nr. 503: 1 Stück 10 Pfg.  
Nr. 504: 1 do. 12 „  
Nr. 505 (schwarz) 1 Stück  
20 Pfg.

Lager für Oesterr.-Ungarn bei A. A. Kölbl, Wien I., Weihburggasse 21.

## Nürnberger Spielwaren.

Billigster Preisverkauft für Wiederverkäufer  
franko. Große Auswahl von gangbaren 50 g.  
Artikeln. — Probefortimente schon in Postfä-  
schen mit 24 verschied. Mustern gegen M. 9. —  
Einlieferung ob. Nachn. Fr. Ganssmüller  
in Nürnberg, Spielwarenfabrik. 88

## Stahldraht Kopfbürsten

ohne Verschleiß! Tausendmal mit Seifenwasser  
N. 114 D. 27. N. 115 D. 27. N. 116 D. 27. N. 117 D. 27.  
N. 118 D. 27. N. 119 D. 27. N. 120 D. 27. N. 121 D. 27.  
Von 3 Stück an Dutzend Preis. Vers. gegen Nachn.  
oder Verrechnungsbilanz. Illustr. Preis- u. Buch gratis.

Ernst Petzold jun. Chemnitz.

Alle diejenigen, deren Verbindungen mit  
Adelsgeschlechtern dunkel sind oder Ge-  
schlechtsleuten suchen, werden ersucht,  
dem Ober-Lieut. v. Frost in Kolding, Dän., ihre  
Adressen aufgeben zu wollen. NB. Porto 20 g.C. Domloose & Co. S. B. B. Berlin,  
Wollf. 14. (Porto 15 g.)Julius Gerlig,  
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,  
Hamburg.Teile: „Und wiederum hat Gerlig  
Gewinn“ — Prospekt gratis u. franko.Rheuma-  
tismus,Geisteskrankheit, Nerven-  
schwäche, Nerven-  
schwäche heilt: Dr. Ro-  
senfeld, dirigirender  
Arzt in Berlin W., Leipzigerstr. 113. Nach  
Briefl. Prospekt über d. sehr günst. Erfolge gratis.

## Für Männer

Jeden Alters sehr wichtiger Erfindung. — Ketz-  
lich begünstigt und empfohlen. Prospekt, sowie  
Prospekt vertheilt franko verschlossen gegen Ein-  
sendung von 50 g. in Briefmarken

177 Generalagent Sijatti in Nürnberg.

Erwerbs-Katalog für Jedermann  
gratis. 23

Wilh. Schiller &amp; Co., Berlin O.

## Einladung zum Abonnement auf die

## Modenwelt.

## Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine  
Nummer. — Preis vierteljährlich M. 1. 25.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend

gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet  
der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie  
für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren  
und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem  
ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei  
jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen  
Stichtichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll etc.;  
irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand etc.;  
die verschiedensten Tapissereien, Strick-, Häkel-, frivolitäten-, Filet-,  
Guipure-, Knöpf- und Rahmen-Arbeiten; geklöppelte Spitzen; Blumen  
aus Papier, Wolle, Federn etc.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch etc. und  
Phantasie-Arbeiten jeder Art.12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe,  
400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache etc., sowie zahlreichen  
Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt

gegenwärtig 290,000. — Uebersetzungen in fran-  
zösischer, italienischer, spanischer, portugie-  
sischer, englischer, holländischer, dänischer,  
schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer  
und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren  
302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mai-  
land, Madrid, Rio de Janeiro, London, Phila-  
delphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen,  
Malmö und Stockholm, St. Petersburg, War-  
schau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.Abonnements werden jederzeit angenommen  
bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.

„Tribüne“ mit „Berliner Wespen“  
beide Blätter für 5 M. 30 Pfg. vierteljährlich bei allen Postanstalten.Patent. Neuheit. Patent.  
Präparirte AbziehbilderZur Dekoration von Seide, Leinwand, Glas, Holz, besonders für Damen zu empfehlen.  
Liefert in Kartons à 5. —

C. H. Böcher, Nürnberg.

Männer von Hoch Rinnen — geführt auf Experimente — mit uns überein, daß eine  
abgeschlossene Luftschicht das allein richtige Bettungsmittel ist. Unsere

## neugeknoteten Luftunterkleider

sind daher in höchsten ärztlichen Autoritäten als die gesunden, angenehmen,  
dauerhaften, reinlichen und billigen Unterkleider bezeugt worden.  
Prospekte und Zeugnisse gratis.

Karl Mez &amp; Söhne, Freiburg in Baden.

133

133

133